Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

I. Bändchen.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein11eber

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Erstes Bändchen.

Wien, 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

Meine Söhne!

Eine mühevolle Laufbahn in den Jahren der Jugend, die Andern in Freude und Heiterkeit, mir in Beschwerden und Anstrengungen hinfloß, hat meine Gesundheit geschwächt, und es läßt mich häufig die Mahnung vernehmen, daß ich Euch frühe verwaiset auf dieser Erde zurücklassen dürfte.

sein Glück und seine Gewissensruhe, ohne jene Kämpfe, in welchen er es dem Geschick abringen mußte, im Frieden erreichen!

Ich segne Euch, meine Söhne!

Vorwort.

Die vorliegenden Erzählungen sind in verschiedenen Broschüren und Zeitschriften zerstreut erschienen, sie haben Aufmerksamkeit erregt und in jugendlichen Kreisen gewiß viel Gutes gestiftet. Ihre Tendenz, das Leben von seiner wahren Seite zu schildern, den Werth der Tugend und Gewissensruhe, der Herzensgüte und Charakterstärke im vollen Lichte darzustellen, edel und kräftig auf das Gemüth zu wirken; Unglückliche zu trösten, Trostlose aufzurichten, Ermattende zu kräftigen — ist vielfach anerkannt und von tüchtigen Beurtheilern gewürdigt worden. Unter den wenigen Schriftstellern meines Vaterlandes habe ich in meinem Lesekreise günstigere Erfolge, als ich sie zu ahnen gewagt, gefunden und in meinem Fache mit mehr als gewöhnlichem Glücke gearbeitet.

Der Wunsch, meinen Kindern diejenigen schriftstellerischen Versuche, deren Idee und Ausführung ganz mein Eigenthum ist, als Andenken zu hinterlassen, hat mich zuerst auf den

Gedanken gebracht, eine Sammlung meiner Erzählungen und Skizzen zu veranstalten. Ich habe in diese Sammlung nach strenger Sichtung nur das aufgenommen, was ich in jeder Beziehung mein nennen kann, und von dem ich glaube, daß es werth sei, in einer Gesammtausgabe dem Publicum neu vorgelegt zu werden. Deßhalb habe ich fast zwei Drittheile meiner Versuche in dem erzählenden Fache ausgeschieden, überzeugt, durch diese strenge Wahl meinen Eifer, Gutes nach Maßgab meiner Kräfte zu leisten, noch mehr bethätigt zu haben.

Möchten dieses unparteiische Beurtheiler aus demselben Gesichtspuncte sehen! Noch mehr (und was mir weit wünschenswerther ist, als alle Anerkennung der Kritik) — möchten alle Leser, früheren oder späteren Alters, in diesem Werke finden, was ich ihnen mit einem Herzen voll Liebe zu geben wünschte: Muth in widrigen, Kraft in stürmischen, die richtige Ansicht der Dinge in zweifelhaften, Ausdauer, Festigkeit und Edelsinn in allen Lagen des Lebens!

Wien, am 1. Jänner 1835.

Der Verfasser.

Erzählungen

für meine Söhne.

*

Wollen, Lernen, Handeln.

Gedenk' der jungen Schwalb' am Nestesrand',
Wie sie der Aeltern Flug so schwierig fand,
Wie sie die neuen Flügel dehnt' und übt',
Weil Mensch und Thier die süße Freiheit liebt.
Sahst du, wie sie gezittert und geklagt,
Bevor den ersten Flug sie kühn gewagt? —
Von dieser Schwalb', vor Kurzem dir so nah',
Recht schönen Gruß aus fernem Afrika!

Fühlst du im wogenden Gedankenspiegel
Der Phantasie mit Gold umsäumte Flügel?
Reg' an die göttliche Ideenfülle,
Spreng', wie der Schmetterling, die Puppenhülle;
Was sind der Schwalbe, was des Aares Schwingen —
Zur Sonn' kann Er, zur Ewigkeit du dringen!

Des Vaters Fluch, der Tochter Strafe.

Kinder, welche ungehorsam und pflichtvergessen an ihren Aeltern handeln, werden stets strenge bestraft; und wenn ihnen die gerechte Vergeltung auch auf hinkendem Fuße nacheilt, so werden sie von ihr früher oder später doch gewiß eingeholt, und büßen schwer, was sie herzlos gegen die Liebe verbrachen. Wie kann aber ein junges Gemüth, das nur einige menschliche Gefühle besitzt, mit eiserner Stirne den liebenden Vater, der zärtlich bittenden Mutter widerstreben und Jene betrüben, welche keinen sehnsuchtsvolleren Wunsch hegen, als ihre geliebtesten Wesen auf Erden für immer, und so sehr als möglich, glücklich zu machen! Welche Opfer bringen Aeltern ihren Kindern! Im Entbehren und Leiden bleichen ihre Haare für sie; ihre Ehre und ihr Glück — ja, ihr ganzes Leben ist geliebten Kindern geweiht. Erwägt man dieses, so geräth man leicht in Versuchung, auch bei dem traurigsten Lose, von welchem man Kinder, die ihre heiligste Pflicht unerfüllt ließen, heimgesucht sieht, ungerührt zu bleiben. Undank gegen Wohlthäter setzt den Menschen unter das Thier herab, welches doch selbst ein erkenntliches Gefühl besitzt; Undank aber gegen die Aeltern frevelt an dem

Heiligsten, was wir auf der Erde besitzen. „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe auf Erden!“ ruft uns des Herrn Gebot zu. Es ist das Einzige, bei dessen Erfüllung nicht nur ewiges, sondern auch zeitliches Wohlsein verheißen wird. Und sichtbar gewahren wir auch Gottes Hand, welche, langmüthig und nachsichtig gegen andere Vergehen, dieses unnatürliche immer schon auf der irdischen Laufbahn strenge bestraft.

*

Herr Wortley, ein reicher englischer Kaufmann, war glücklich verheirathet. Er liebte seine Gattin in dem späten Alter, in das er bereits vorgerückt war, mit derselben Wärme und Innigkeit, mit welcher er ihr vor vierzig Jahren an dem Altare ewige Liebe und Treue versprochen. Ihr Glück war durch den Besitz einer einzigen Tochter erhöht, welche nun, in ihrem siebzehnten Jahre, wie eine Rose blühte, und die Bewunderung Aller auf sich zog.

Miß Wortley war in ihrer Jugend eine der ersten Schönheiten Englands gewesen, und die blühende Elsbeth rief ihr nun mit erhöhtem Reize den Zauber zurück, in dessen Besitz sie einst selbst gewesen. Nur das „schöne Mädchen“ hieß Elsbeth rings in der Gegend. Die Aeltern, stolz auf diesen Besitz, hörten dieß gern. Sie erzogen ihre Tochter mit einer Zärtlichkeit, die keine Gränzen kannte, und Elsbeth war dieser Sorgfalt nicht unwerth. Sie entsprach den Wünschen Derjenigen, welche an ihrer Bildung mit redlichem Eifer sich mühten, war schön und gut,

bewies sich geist- und gemüthreich. Frühzeitige, vielleicht allzuviele und nicht streng gewählte Lectüre hatte ihr eine für ihr Alter bewunderungswürdige Bildung verschafft. Diese Bildung war es auch, welche die Eindrücke ihrer körperlichen Reize erhielt und erhöhte. Allein der Beifall, mit welchem sie der gewöhnliche Haufe überschüttete, und die unmäßige Freude darüber, welche ihre Aeltern zu verbergen zu schwach waren, hatte in ihr Herz den Samen übertriebener Empfindlichkeit gesäet. Die ängstliche Sorgfalt, wodurch die Mutter ihre große Liebe für sie verrathen, sich selbst beinahe zur Sclavin ihrer Wünsche gemacht hatte, zog auch die gewöhnliche Folge nach sich, daß ihr kindliches Gemüth oft die Zartheit und unbeschränkte Ergebung verletzte, welche reine und innige Liebe guten und dankbaren Kindern gegen ihre Erzeuger zur Pflicht macht. Dieß waren Schattenseiten in Elsbeth's Charakter, von welchen Herr und Miß Wortley nicht das Geringste bemerkten; welche aber auch von Zeit zu Zeit durch ihre natürliche Herzensgüte und andere Tugenden vor weniger verblendeten Augen, als jene der Liebe sind, in ein freundliches Licht gestellt worden wären.

Herr Wortley war ein verständiger Mann, welcher die Welt und die Menschen aus vielfältiger Erfahrung ziemlich richtig beurtheilte. Er war aber auch der beste Vater, welcher keinen innigeren Wunsch in der Seele barg, als seine Tochter auf die höchste Stufe des Glückes zu heben. Die Zeit, in der sie einen wackeren Gatten wählen und an dessen Hand

ihrer eigentlichen Bestimmung entgegentreten sollte, war herbeigekommen. Man konnte es einem so besorgten Vater nicht übel nehmen, wenn er für den wichtigsten Schritt eines geliebten Kindes seine eigenen Pläne hatte. Rechtschaffenheit, Ruf und Vermögen — diese drei Puncte forderte er in einem hohen Grade von dem, der seine Elsbeth als Gattin heimführen sollte. Es war sein fester Entschluß, der Neigung seiner Tochter keine Gewalt anzuthun; aber er hatte seinem lieben Weibe und ihr auch oft und bestimmt versichert, daß nur dann sein väterlicher Segen mit ihrer eigenen Wahl verbunden sein würde, wenn diese den vollkommenen Beifall seines Herzens hätte. „Du bist noch viel zu unerfahren, liebe Elsbeth," sprach er eines Tages in Gegenwart der Mutter, „um in der wichtigsten Angelegenheit deines Lebens dir selbst rathen zu können; aber du weißt es auch, wie sehr ich dich liebe und wie innig ich das Wohl deiner künftigen Tage wünsche. Verbirg uns daher nie, meine Tochter, was in deinem Herzen vorgeht und sei versichert, daß dein Vertrauen von Niemand besser belohnt werden wird, als von uns, die wir dich so sehr lieben. In deinen Jahren können Mädchen, wenn sie sich von ihren Aeltern mißtrauisch abwenden, Fehltritte begehen, welche ihre Aeltern mit Schande und Kummer in das Grab, sie selbst aber um die Ruhe ihres Lebens bringen. Nein, Elsbeth, du wirst deinen alten Vater, deine gute Mutter nie so betrüben."

Diese Worte waren in einem so rührenden Tone

gesprochen, daß sich Elsbeth heftig weinend ihm in die Arme stürzte. Sie würde dem besten der Väter vielleicht in diesem Augenblick ein Geständniß gemacht haben, welches schon früher hätte gemacht werden sollen, aber die Mutter, durch die Thränen und die heftige Gemüthsbewegung ihrer Tochter erschreckt, beruhigte sie ängstlich und verwies es ihrem guten Manne, daß er das schuldlose Mädchen ohne Grund so in Angst versetzt habe.

Aber Herr Wortley hatte allerdings Grund gehabt, diese väterlichen Ermahnungen mit allem Ernst fortzusetzen. Richardson, ein junger Mann, der seit Kurzem in seinem Comptoir die Stelle eines Buchhalters versah, hatte einen lebhaften Eindruck auf Elsbeth gemacht.

Richardson besaß ein angenehmes Aeußeres und eine feurige Einbildungskraft. Er zählte erst 26 Jahre, war rasch, heftig und seine Denkungsart mehr unter, als über diesen Jahren. Von früher Jugend sich selbst überlassen, mochte er nicht die strengsten Grundsätze haben. Es war übrigens an seinem bisherigen Benehmen nichts zu tadeln; er verstand sich gut auf die Geschäfte seines Herrn, und war thätig genug, um sich dessen Zufriedenheit zu erwerben.

Da Richardson sich stets in Wortley's Hause und um seine Familie befand, so war eine freundschaftliche Annäherung an die schöne Elsbeth leicht möglich. Sein heiterer Ton, die zarte Weise seines Umgangs, mit einem einschmeichelnden Wesen verbunden, gewannen die Unerfahrne bald mehr für ihn,

als sie es selbst wußte. Der junge Mann, welcher in solche Dinge tiefer zu sehen schien, merkte dieß frühzeitig und schloß sich noch dringender an sie. Bald war er in ihrer Zuneigung so weit vorwärts geschritten, daß ihr eine innere Stimme laut zurief, wie unrecht sie thue, ohne Wissen und Rath ihrer Aeltern diese Neigung zu hegen.

Hieraus läßt sich schließen, wie sehr Elsbeth durch die ernsten und herzlichen Worte des Vaters, welche sie so lebhaft trafen, bewegt wurde. Der Augenblick, in dem er sie, fest an sich drückend, küßte, wäre der günstigste gewesen, ihre Brust von einer centnerschweren Last zu befreien. Aber das Dazwischentreten der Mutter störte ihn; ihr Charakter war zu wenig bestimmt, um diesen guten Eindruck länger festzuhalten. Das Herz, welches sich kindlich öffnen wollte, schloß sich schnell, und die Unglückliche barg ihren Schmerz und ihre Liebe, die Einflisterungen ihres guten Engels nicht achtend, ängstlich in dem wogenden Innern.

*

„Ach, wie unglücklich bin ich", rief Elsbeth, als sie in ihrem Gemache allein war, „ohne Wissen meiner Aeltern eine Last auf meinem Herzen zu haben, die mich zu Boden drückt! Umsonst spiegle ich mir vor, daß meine Neigung für Richardson tadellos sei! Würde ich meinem guten Vater ein Geheimniß daraus machen, wenn es so wäre? und was ist es denn, das mir den Mund verschließt, mich erröthen macht, wenn man nur seinen Namen nennt? —

Ach, ich thue unrecht; ich fühl' es, und eine düstere Zukunft liegt vor meinen thränenvollen Blicken!" — Sie wollte im Gebete Ruhe suchen, aber sie konnte nicht beten. Mit sich selbst zerfallen, von ihren Aeltern abgeschlossen, befand sie sich in einem schrecklichen Zustande. Sie mußte sich Jemanden eröffnen; irgendwo Trost suchen; — und die Wahl, welche sie in dieser Hinsicht getroffen, war nur ein neuer Schritt zu größern Verirrungen.

Richardson wurde ihr Vertrauter. Als er sie am nächsten Morgen zufällig allein traf und ihr zerstörtes Wesen gewahrte, forschte er theilnehmend nach der Ursache ihrer Trauer. Elsbeth war fest entschlossen, sie ihm verborgen zu halten. Sein herzlicher Ton, die Versicherung, wie sehr er nun auch mit ihr leide, und wie eine einzige Thräne hinreichend wäre, ihm seine Lebensruhe zu rauben, machte sie schwankend. Er drang noch mehr in sie; das Mitgefühl, welches er äußerte, stand ihm so wohl; er vergoß Thränen — endigte mit dem Geständnisse seiner Liebe für sie. Die Bahn war gebrochen. Elsbeth, beinahe ganz außer sich, vergaß Gott, ihre Pflicht, ihre Aeltern; nahm dieß Geständniß an, erwiederte es. Von nun an war die Wand, welche züchtige Scheu vor ihnen aufgeworfen hatte, niedergerissen. Elsbeth hatte nichts mehr auf ihrem Herzen, das sie nicht frei bekannte und wofür sie nicht Trost von dem Laute seiner Stimme und in den Schwüren seiner Liebe suchte.

Aber jene Ruhe, welche sie hiervon erwartete,

war feindlich geflohen. So lange Richardson um sie war, schwiegen die Besorgnisse, welche sie unaufhörlich marterten; aber sie erwachten mit doppelter Gewalt, wenn er sich entfernte. Die einzigen Menschen auf der Erde, welche das höchste Recht auf ihr Vertrauen und ihre Liebe hatten, waren ihr fremd geworden. Jedes freundliche Wort, das aus ihrem Munde floß, war ein Dolchstich, und die Sorge, mit der sie sich theilnehmend um die Ursache ihrer Trauer erkundigten, der empfindlichste Vorwurf für sie. In einem beständigen Kampfe schwankend, stand sie oft im Begriffe, zu den Füßen derselben zu sinken und reuig eine Verirrung, welche nun noch gut gemacht werden konnte, zu bekennen. Doch sie hatte sich der Gewalt eines Andern überliefert; und so war es nicht nur die Furcht um ihr eigenes Wohl, sondern eine noch größere: um das Glück eines, ihr über Alles theueren Mannes, welche feindlich zwischen bessere Vorsätze trat. Auf diesem Wege blieb sie dem Leide, das sie sich selbst geschaffen, hilflos überlassen. Vergebens waren die Trostgründe ihres Geliebten, vergebens die theilnehmende Liebe ihrer Aeltern — sie welkte wie eine Rose, an deren Knospe ein Wurm genagt.

Herr Wortley, welchen seine zahlreichen Geschäfte bis jetzt auf den Zustand, in dem sich seine Tochter befand, weniger aufmerksam sein ließen, mußte nun doch die Veränderung, die in ihrem äußern und innern Wesen vorgegangen, wahrnehmen. Ihr Betragen gegen Richardson, das in seiner

Gegenwart so gespannt, und durch die Verstellung und den Zwang, welchen Beide hineinlegten, so unnatürlich ward, fiel ihm vor Allem auf. Der Verdacht, welcher in ihm plötzlich erwachte, reifte bald zur Gewißheit.

Elsbeth, an einem Abende trüber als je gestimmt, hatte sich in die Laube des, zum Hause ihres Vaters gehörenden Gartens begeben, und überließ sich hier ganz ihrem Schmerze. Richardson, der sie dahin gehen sah, suchte sie auf und stellte sich nicht wenig erstaunt, seine Geliebte in einem Mitleid erregenden Zustand zu treffen. „Ach, Richardson!" rief sie ihm entgegen, „nichts vermag mich mehr zu beruhigen. Was soll aus uns werden?"

Mit ganzer Kraft seiner Beredsamkeit sprach er ihr Trost zu. „„Es fehlt nichts, als daß wir Ihre Aeltern dazu vermögen, den Bund unserer Herzen zu segnen."" — „Wissen Sie aber auch, daß wir dieß nimmer hoffen können!" — „„Und warum nicht, gute Elsbeth? Ein Hause Goldes ist es ja nur, der uns trennt. Ihr Vater scheint mir nicht abgeneigt."" — „Ach, ich fürchte, daß seine Grundsätze, welche er so oft ausgesprochen hat, unwandelbar bleiben. Diese seine Unbiegsamkeit ist die Quelle all meines Leidens. Nein, nirgends kann ich Trost, nirgends Hilfe finden." Sie fing heftig zu weinen an.

Richardson schien eine Weile nachzudenken; endlich entgegnete er mit entschlossener Miene: „„Nun,

wenn Ihre Aeltern so hartherzig sind, dem Geldgeize das Glück ihrer einzigen Tochter zu opfern, so hängt es ja nur von Ihnen ab, sie zu ihrem Glücke zu zwingen. — Trauen sie sich mir an, — entfliehen Sie —"" — „O Richardson", rief Elsbeth verzweiflungsvoll aus, „hören Sie auf! wozu rathen Sie mir; Sie, den ich für meinen Schutzengel hielt, — Sie rathen mir?" — „„Sich, geliebte Elsbeth, mich und Ihre Aeltern glücklich zu machen! Sobald wir getraut sein werden, kehren wir zu ihnen zurück, werfen uns zu ihren Füßen, flehen ihre Verzeihung an. Sie werden uns diese gern ertheilen, und unsere Liebe und Sorgfalt für sie soll ihnen die wenigen Stunden überstandenen Leides reichlich vergelten!"" Hiermit umschlang und küßte er sie.

In diesem Augenblicke trat Herr Wortley, welcher von einem Besuche früher, als man ihn erwartete, zurückgekehrt war, in die Laube. Die Liebenden waren eben so beschämt als erschrocken. Richardson stand, im Gefühle seiner Schuld betäubt, wie eine Bildsäule da. Elsbeth stürzte mit einem Ausruf des Schmerzes zu den Füßen des Vaters.

Wortley war höchst unangenehm überrascht. Ob er gleich ihr Gespräch nicht vernommen hatte, so war die Vertraulichkeit, in welcher er sie getroffen, mehr als hinreichend, ihn auf ihr näheres Verhältniß schließen zu lassen. Er faßte sich endlich und sprach im ernsten Tone des gekränkten und beleidigten Vaters: „Entferne dich, Elsbeth, du bist meine Tochter nicht

mehr. Morgen ein Weiteres hiervon. — Sie, Richardson, bleiben!"

Weinend schwankte Elsbeth aus dem Garten. Aber so weit hatte sie schon ihre Verirrung von dem Pfade der kindlichen Liebe und Tugend geführt, daß sie nun nur Richardson's und ihr eigenes Schicksal beklagte, während sie des Schmerzes der armen Aeltern, welche diese Entdeckung so tief betrüben mußte, gänzlich vergaß.

Wortley stand dem jungen Manne eine Zeit lang schweigend gegenüber. Das böse Gewissen malte sich in seinen Gesichtszügen mehr als die Reue, ein unerfahrnes Mädchen von seiner Pflicht abgeführt und seinen Wohlthäter betrogen zu haben. Endlich begann Wortley in einem strengen Tone: „Richardson, Sie haben an mir schlecht gehandelt! Ich habe edlere Gesinnungen in Ihnen vermuthet. Kein Mann flößt einem Mädchen eine so heftige Neigung ein, daß sie sich selbst vergißt, ohne daß er der Verführer ist. — Meine Tochter werden Sie nie besitzen, und der Weg, den Sie betreten haben, führt hierzu am wenigsten. — Von heute an sind Sie Ihres Dienstes entledigt, und morgen verlassen Sie mein Haus. Suchen Sie eine andere Anstellung; ich werde Ihnen nicht hinderlich sein; handeln Sie aber an Ihrem künftigen Brotgeber dankbarer, als Sie's an mir gethan haben."

Richardson war so überrascht, daß er kein Wort zu erwiedern vermochte. Er wollte gehen. Wortley rief ihn zurück: „Richardson!" fuhr er etwas milder

fort, Sie können Ihre Rechnung abschließen; lassen Sie sich einen ganzjährigen Gehalt ausbezahlen; denn ich will Sie nicht mittellos in die Welt stoßen.“ Mit diesen Worten kehrte ihm Wortley den Rücken und ging. Richardson bemerkte, daß sein Herr nicht in das Haus zurückgekehrt, sondern nachdenkend und bekümmert dem Freien zugewandelt war. Diese Gelegenheit benützend, flog er zu Elsbeth, welche, vor Furcht und Schrecken außer sich, weder Rath noch Hilfe zu finden wußte.

*

Als Wortley nach einigen Stunden still und viel ernster, als gewöhnlich, nach Hause gekommen war, redete ihn seine Frau so an: „Ich bin um unsre Elsbeth bekümmert, lieber Mann! Sie weinet in Einem fort, und was ich auch versuchte, ich kann sie nimmer beruhigen. Auch will sie mir den Grund ihrer Betrübniß nicht angeben. Sie sagt, daß du mir ihn zeitig genug mittheilen würdest. Sprich, lieber Mann, hast du sie hart angelassen, oder ist etwas Unangenehmes vorgefallen? Ach, die arme Elsbeth!“

Unmuthig entgegnete Wortley: „„Was gäbe ich, wenn mir das Mädchen diesen Kummer erspart hätte! — Sie hegt eine Neigung zu Richardson, und hat es uns geheim gehalten. Aber sieh, Weib, daran seid Ihr Mütter Schuld! Zu nachgiebig und weich gegen Eure Töchter, habt Ihr entweder kein hinlänglich aufmerksames Auge auf selbe, oder Ihr helft ihnen gar noch, den Vater zu hintergehen. Die Mutter muß, in den gefährlichsten Jahren eines Mädchens,

dessen sorgsamste Freundin sein; aber Sie muß auch nachsichtslose Strenge dort anwenden, wo sie nöthig ist. Tausend Mädchen gehen um solchen Leichtsinnes willen zu Grunde, und von wem soll der ewige Richter Rechenschaft über ihr verlornes Glück, über ihre geopferte Seligkeit fordern, als von ihren schwachen und allzuzärtlichen Müttern! Ich bin weder mit Elsbeth, noch mit dir zufrieden. — Wo ist unsere Tochter?""

„Sie weint auf ihrer Stube," versetzte Miß Wortley mit großen Thränen in den Augen; denn so unmuthig hatte sie ihren lieben Mann noch nie gesehen. — ""Nun so mag sie für heute auch oben bleiben," entgegnete Dieser; ""es ist besser! Mein Unwille ist noch zu rege. Ich will sie morgen die Pflichten einer gehorsamen Tochter kennen lehren. Wenn sie nun weinet, so ist es besser, daß es jetzt und auf kurze Zeit, als später und für die ganze Zukunft geschieht.""

Hiermit legte er Hut und Stock ab, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, und begab sich endlich zur Ruhe, ohne ein Wort weiter zu sagen. Seine Frau kannte ihn, und wagte es nicht, den Gegenstand seiner Verstimmung wieder zu berühren. Sie war überdieß noch mehr angegriffen als er. Beide durchwachten eine schlaflose Nacht.

Als sie am nächsten Morgen ihre Tochter über eine Stunde erwarteten und diese immer noch nicht erschien, sandte die Mutter eine Aufwärterin in deren Stube, sie rufen zu lassen. Wie erschraken aber

Beide, als diese zurückkam und versicherte, daß sie Elsbeth nicht getroffen und auf ihrem Tische ein Briefchen, an ihre Mutter überschrieben, gefunden habe.

Mit zitternder Hand ergriff es diese, Unglück ahnend. Das Blatt entfällt ihr; sie sinkt ohnmächtig nieder.

Wortley eilt hinzu, hebt den Brief von dem Boden auf, und lies't:

„Geliebte Mutter!

Furcht vor Ihrem und meines Vaters Unwillen bewog mich, mit einem Manne, den ich liebe, auf kurze Zeit England zu verlassen. Ich habe tausend Thränen geweint, als ich diesen Schritt gethan, und wie sehr ich fehle, fühle ich selbst. Fluchen Sie mir nicht! Täglich will ich beten, daß Sie Gott erhalten, und Ihnen das Leid, welches ich Ihnen verursache, mit Freuden vergelten möge. Trauern Sie nicht zu sehr, gute Mutter; denn ich hoffe, an Richardson's Hand bald wieder zurückzukehren und Sie auf meinen Knien um Verzeihung zu bitten. Beruhigen Sie, ich bitte Sie ängstlich darum, meinen Vater, und versagen Sie Ihren Segen nicht

der unglücklichen Elsbeth."

„„Meinen Segen, meinen Segen?““ rief Wortley, außer sich vor Entrüstung, „„Nichtswürdige! entehrte Tochter! meinen Fluch gebe ich dir! mit einem Landstreicher davon laufen, deine Aeltern verlassen — Aeltern, die dich so sehr geliebt haben! — Nein, du warst nicht meine Tochter — ich habe dich losgerissen aus

meinem Herzen, ich habe nie eine Tochter gehabt! o ich unglücklicher Vater!!"»

Wortley's Schmerz war so groß, daß er erst jetzt den bedenklichen Zustand seiner bedaurungswürdigen Gattin gewahrte. Sie lag bewußtlos und starr auf dem Boden. Ein Schrei des Schreckens, den er von sich gibt, als er ihre kalte Hand berührt, zieht seine Leute herbei. Man bringt sie zu Bette, man ruft den Arzt. Sie regt sich nicht, auch kein Schlag ihres Pulses weiset mehr auf Lebenskraft hin.

Wortley lehnt sich, tief erschüttert, als vermöge er nicht, sein Unglück zu fassen, in eine Ecke des Gemaches. Seine Augen blicken starr um sich, seine Zunge liegt wie Blei im Munde — das Bewußtsein ist auch aus ihm fast entflohen.

Der herbeigerufene Arzt tritt vor die Erbleichte hin, greift nach ihrer Hand, hält einen Spiegel vor ihren Mund, um noch eine Spur des Athems zu erforschen. Kopfschüttelnd tritt er zurück. „Sie ist todt," spricht er, „und, wie es scheint, vom Nervenschlage gerührt worden." Die Anwesenden schreien vor Schmerz und Wehmuth laut auf. Wortley stürzt mit dem unartikulirten Tone des Entsetzens hervor, umfaßt in schmerzvoller Begeisterung die theuere Gefährtin seiner Tage, sinkt bei ihrem Lager nieder und scheint in einem Meere von Leiden, das mit einem Male so fürchterlich über ihn hereingebrochen, rettungslos verloren zu sein. — Die Wiederbelebungsversuche waren vergebens. Frau Wort-

leys Seele kehrte in den Kreis ihrer Lieben nicht wieder.

*

Während sich diese schreckliche Begebenheit in Wortley's Hause ereignet hatte, befand sich die pflichtvergessene Tochter mit Richardson auf dem Bord eines Schiffes, welches eben den Hafen verließ und nach der Colonie von Surinam segelte. In welchem Gemüthszustand sich Elsbeth befand, kann man leicht denken. Ihr Herz war im Grunde nicht böse; aber aus ihrem Fehltritt läßt sich ersehen, wie weit eine unbewachte Neigung, Gleichgiltigkeit gegen heilige Pflichten, und überhaupt jugendliche Unbesonnenheit zu führen vermögen. Die unglückliche Elsbeth hatte ihre Ehre und die Mutter gemordet; dieses wußte sie noch nicht, und jenes ahnete sie im tiefsten Schmerze ihres Herzens. Ihre durch unreife Lectüre rege gemachte und erhitzte Phantasie, die Liebe zu Richardson, die Furcht vor dem Zorn ihres Vaters und das dringende Flehen des Geliebten hatten sie dahin geführt, sich selbst und ihre einzigen wahren Freunde in der Welt zu vergessen. Nun, da der unselige Schritt begangen war, fing sie ihre Lage mit offenen Augen zu übersehen an. Noch kannte sie ihn nicht ganz, aber sie ahnete schon den Abgrund, an dessen Rand sie sich befand.

Der Schiffscaplan segnete ihre Ehe mit Richardson ein! — und so war sie denn losgerissen von der Welt, einem Manne angehörend, welcher durch nie-

drigen Undank und eine ehrlose Handlung sie zum Weibe gewonnen hatte.

Das weite Ziel ihrer Reise war ihr noch unbekannt. Richardson hatte sie durch die Versicherung etwas beruhigt, daß dieses Schiff nur nach Gibraltar segle, von wo aus sie sogleich nach London in die Arme ihrer Aeltern zurückkehren und diese um ihre Vergebung anflehen würden. Richardson wußte aber zu wohl, daß sie diese nicht hoffen durften; er hatte die Strafe, welche in London auf Entführung gesetzt ist, zu erwarten, und eine Summe Geldes, welche er aus Wortley's Vermögen sich anzueignen gewagt hatte, würde ihn selbst dem Strange nahe gebracht haben. Er dachte daher an nichts weniger, als an die Rückkehr.

Die unglückliche Elsbeth hatte den Tag ihrer ehelichen Verbindung auf die schmerzvollste Weise gefeiert. Ihr Herz war von den wahrscheinlichen Folgen ihrer Unbesonnenheit, welche ihr jetzt in dunkeln Bildern vor den Augen schwebten, gepreßt. Sie rang, in ihr enges Gemach zurückgezogen, die Hände und weinte Ströme von Thränen. Beten konnte sie nicht; denn die Gnade des Himmels hatte sich abgewendet von ihr; und ihr Gemal, der sich anfänglich viele Mühe, sie zu beruhigen, gab, schien, durch die vergeblichen Versuche ermüdet, weniger theilnehmend bei ihrem namenlosen Schmerz, als sie es gewünscht und erwartet hatte. Daß sie dieses bemerken mußte, war der fürchterlichste Schlag, der sie treffen konnte. „Richardson," rief sie in einem herz-

zerreißenden Tone, „wenn du mich getäuscht hast, wenn du mich in meinem Jammer verlassest, so wirst du deine Schuld vor dem ewigen Richter nie mehr verantworten können!“

Die entfernte Bestimmung des Schiffes konnte der Unglücklichen nicht lange verborgen bleiben. Schon am nächsten Tage erhielt sie schreckliche Gewißheit davon. Sie wurde hierdurch in einen bejammernswerthen Zustand versetzt. Ihr Schmerz war so gränzenlos, daß die Seelenleiden ihre körperliche Kraft bewältigten. Ihre Gesundheit fing zu unterliegen an. Vergeblich war Richardsons Zuspruch. Sie wußte sich nun von dem betrogen, der ihr das Liebste auf der Erde gewesen, für den sie Alles verlassen, Alles geopfert: ihre Heimat, ihr häusliches Glück, einen geachteten Vater, eine so zärtliche Mutter! Immer größer ward ihrem Nachdenken das Verbrechen, welches sie begangen, und immer fürchterlicher die Zukunft, welche ihr drohte. Doch was sollte sie thun? Sie hing nun von ihrem Gatten ab. Aber der Schleier, welchen die feurigste Leidenschaft zwischen sie und das wirkliche Leben geworfen hatte, war bis ans Ende zerrissen. Sie konnte nun den Mann, der ein weibliches Wesen, das sich mit so unbegränztem Vertrauen in seine Arme geworfen hatte, zu täuschen vermochte — und er das Weib, welches, unempfindlich für ihre Ehre, für so herzlich liebende Aeltern, ihre Tugend einer blinden Neigung hingeben mochte, nimmermehr achten. Verge-

bens suchten Beide mit ängstlicher Sorgfalt dieß zu verbergen. Sie verriethen ihre wahre Gesinnung, ohne es zu wollen, und bewiesen sich zur nagendsten Kränkung, was Menschenkenntniß und Erfahrung so unwiderlegbar gelehrt haben, daß ohne Achtung keine Liebe, und ohne Tugend kein Glück auf der Erde besteht.

Elsbeth verbarg nun ihr Leid in dem zerrissenen Herzen, sie duldete schweigend und verschlossen. Aber desto größer waren ihre Schmerzen, welchen jetzt auch der Trost der Mittheilung fehlte. Ihr Anblick war erbarmenswürdig. Der tiefe Gram hatte die reizenden Züge, welche die Bewunderung Aller erweckten, aus ihrem Antlitze verbannt, das Roth der Wange war von der bleichen Farbe des Kummers verdrängt, und das Feuer der Augen durch Thränenströme erstickt. Sie hätte nach London, in ihre Heimat zurückkehren können — Niemand würde in dem Bilde des Kummers die kurz vorher im jugendlichen Reize blühende Elsbeth entdeckt haben.

Die Zeit verstrich, aber ihr Schmerz blieb sich gleich. Ueberdieß bekam ihr die Seefahrt sehr übel. Es war ein Glück, daß sie bald an dem Ziele ihrer Reise anlangten, sonst wäre ihr geschwächter Körper den ungewohnten Beschwerden erlegen. Krank wurde sie an das Land gebracht. Der erste heitere Augenblick war der, als sie sich auf Gottes schöner Erde erblickte. Sie fühlte sich kräftiger und besser; und die Lust zum Leben, welche in ihrem Innern geschwunden war, fand sich nun wieder.

Richardson entwarf seinen Lebensplan. Er war entschlossen, eine Pflanzung zu pachten. Mit seiner Unbesonnenheit setzte er auch diesen Entschluß in's Werk. Er hatte hierbei weder mit Vorsicht, noch mit Sachkenntniß gehandelt.

Elsbeth bezog an der Meeresküste eine elende Wohnung. Die Freude, welche sie auch über den Anblick der Erde anfänglich empfunden hatte, war schnell vorübergezogen und wurde von traurigen Eindrücken verdrängt. Das ungewohnte Klima, die ganz eigenen Plagen heißer Länder und die völlig veränderte Lebensweise sagten ihr keineswegs zu. Stärker, als je, wuchs ihre Sehnsucht nach den Ufern der Themse, nach ihrem Vaterlande, an das jeder Sterbliche, es liege unter was immer für einer Zone, mit diamantenen Fesseln gekettet ist.

Zehn Monate, welche ihr eben so viele Jahre voll Leiden schienen, hatte sie schon an der Seite ihres Gatten auf dem heißen Himmelsstriche zugebracht, als sie der Himmel mit einem Sohne beschenkte. Sie nannte ihn, weil er unter Sehnsucht und Schmerzen geboren war, den Schmerzenssohn Benjamin. Die trübe Aussicht, welche sich für dieses ihr Kind zeigte, war nicht geeignet, ihren Muth zu erheben.

Die Mutterpflichten sind es ja sonst, welche eine weibliche Seele nur auf Einen Wunsch, das Gedeihen und Glück ihres zweiten Lebens beschränken; aber so war es nicht bei diesem unglücklichen Weibe! Auch nun konnte sie weder den verlornen Frieden finden, noch die Sehnsucht nach denen,

welche sie verlassen hatte, stillen. Indem sie ihren Benjamin seufzend an die Brust drückte, sprach sie, ihrem Leide beinah' erliegend: „Unglückliches Kind, was soll aus dir werden? O Benjamin! ich fürchte, in dir meiner armen Aeltern Rächer zu sehen! aber vermögen sie auch noch mehr gerächt zu werden, als sie's schon sind? Nicht einen frohen Augenblick habe ich genossen, seit ich sie treulos verließ! Das eheliche Glück flieht mich, die Mutterfreude lächelt mir nur halb, die bitterste Reue nagt so lang an meinem Herzen, bis ich Ruhe gefunden im Grabe. Guter Gott, du strafest mich strenge!"

*

Vier Jahre waren so mit abwechselnden Plagen des Lebens durchgekämpft worden. Richardson fand eben so wenig Glück als seine Gattin. So viel Gewalt sie auch Beide über sich zu behaupten versuchten, so gelang es ihnen doch nicht, den Unfrieden im häuslichen Leben zu meiden. Zerfallen mit der Welt, waren sie nicht einmal einig mit sich. Wo sollten sie Trost finden? Ihr Leben bestand aus einer Reihe von Widerwärtigkeiten, von welchen jene, die sie sich gegenseitig schufen, die bittersten waren. Elsbeth entwich tieferer Kränkung und Mißhandlungen nur durch unbedingtes sclavisches Dulden.

Gottes Zorn weilte sichtbar über ihrem Haus-

halt. Die Regenzeit verdarb ihre Felder, Stürme zerstörten ihre Gärten, Feuersbrünste verschlangen ihre Scheunen, Seuchen rafften ihr Vieh hinweg, — was sie immer versuchten, mißlang, und das Unglück, gegen welches sie verzweifelnd ankämpften, ward nicht müde, sie auf eine so auffallende Weise zu verfolgen, daß sich die rächende Hand der Gottheit nimmer verkennen ließ. Richardson, welcher schon bei der Uebernahme des Pachtes unklug gehandelt hatte, war bald um sein kleines Vermögen gebracht. Nichts besaß er mehr, als das nackte Leben, und sagte er den Pacht nicht frühe genug heim, so stand selbst seine persönliche Freiheit auf dem Spiele. Er hatte deßhalb den Entschluß gefaßt, auch dieses Land zu verlassen.

Er theilte denselben seiner Gattin mit, besaß aber noch so viel menschliches Gefühl, die Leidende nicht neuer Qual auszusetzen. Er rieth ihr, um neuer Noth zu entfliehen, mit dem kleinen Benjamin zu ihren Aeltern nach London zurückzukehren. Indessen wolle er in der weiten Welt sein Glück suchen, und wenn Elsbeth vielleicht auch ihm Vergebung erwirkt haben würde, später nach England kommen.

Seine unglückliche Gattin ergriff diesen Entschluß mit Freude. Sie bat ihn, mit ihr nach dem Hafen zu gehen, und dort ein englisches Schiff aufzusuchen. Der Gedanke, ihre geliebten Aeltern wieder zu sehen, war für sie Labung und Trost. — „Wenn ich ihnen als die niedrigste Magd dienen müßte, und sie nur den Fluch von

mir nehmen, der, ich fühl' es, an meinem Körper, wie an meiner Seele zehrt, — so werde ich glücklich sein!» Also sprach sie; ihr Mann entgegnete nichts, sondern sah wild vor sich hin, als wollte er in den innersten Tiefen des Herzens Erinnerungen erwürgen, welche seinen Geist mit teuflischen Qualen folterten.

Sie trafen zu ihrer Freude ein englisches Schiff. Als Elsbeth die Flagge ihres Vaterlandes gewahrte, fehlte nicht viel, daß sie, voll Dank gegen den Himmel, vor aller Welt auf die Knie gesunken wäre. Der Steuermann des Schiffes, nach dem sie fragte, um durch ihn zu dem Kapitän zu gelangen, befand sich auf dem Lande. Man verwies sie an ihn. Er war Führer eines Kauffarteischiffes, und aus London selbst, zeigte sich auch nicht ungeneigt, Elsbeth und ihren Sohn in sein Schiff aufzunehmen.

Kaum hatte er jedoch, auf Richardsons Bitte, diese Erklärung von sich gegeben, so rief Elsbeth, welche in ihr jetzt die Frage, von der das Glück ihres künftigen Lebens abhing, nicht mehr zurückhalten konnte, mit zitternder Stimme und starrem Blicke: »Kennt Ihr den Kaufmann Wortley in London?«

»»Ich habe ihn gekannt. Der biedere Wortley ist der Gegenstand des Mitleids von ganz London gewesen. Seine Tochter, eine liederliche Dirne, ist ihm entlaufen; seine brave Frau hat hierauf der Schlag gerührt, und der arme Wortley ist über den zweifachen Verlust wahn-

sinnig geworden. Als man seine Geisteszerrüttung gehoben glaubte, soll er London verlassen haben.“»

Elsbeth war bei diesen Worten unter den fürchterlichsten Krämpfen mit einem Schrei des Entsetzens niedergesunken. Richardson mußte sie starr und fast leblos in sein Haus zurücktragen lassen.

Die Unglückliche sprach kein Wort mehr. Ein hitziges Fieber überfiel sie. In der Raserei sprang sie aus ihrem Bette, und beschwor die Anwesenden bei allen Heiligen, ihren Gatten und Sohn zu entfernen. „Gott! ich morde sie auch noch — schafft sie fort! schafft sie fort!“ rief sie mit einer Stimme, welche den Hartherzigsten zu Mitleid und Thränen gerührt haben würde.

Diese heftige Krankheit schien endlich der Schwäche erliegen zu müssen. Plötzlich ward sie ruhiger. Sie kam wieder zu sich, vergoß häufige Thränen, rief ihren Mann und ihren Sohn an das Bett: „Ich verzeihe, Richardson!“ sprach sie zu Jenem; und indem sie sich zu Benjamin herabbog und ihre kalte Hand auf sein Haupt legte, sagte sie im Klageton: „Mein Sohn! mein Sohn! bitte Gott, daß er deiner Mutter Schuld nicht an dir rächen wolle. Ich segne dich, Benjamin! Sie schien jetzt sehr ermattet. Mit leiser Stimme verlangte sie nach einem Diener des Wortes Gottes.

Dieser kam herbei. Sie bekannte vor ihm ihr Vergehen, bat um seinen Segen. Der Priester er-

schrak über ihren Fehltritt und seine Folgen; herzinnige Reue in den Zügen der Leidenden gewahrend, spricht er, milde tröstend: „Gott ist barmherzig, er verzeiht Jenen, die ihre Schuld wahrhaft bereuen! Der Friede sei mit Dir!“ — Nun heitert sich das Gesicht der Sterbenden auf. Ihre Züge werden sanfter und milder, ihre Hände falten sich zum Gebete. Es herrscht Todtenstille im ganzen Gemache, und nur Richardson's und Benjamin's leises Schluchzen unterbricht sie von Zeit zu Zeit. Der Priester betet. Endlich erhebt er sich und spricht: „„Sie hat ausgerungen. Ihre Seele steht jetzt vor dem ewigen Richter, dessen Wesen unendliche Liebe und unermeßliche Güte ist. — Das ewige Licht leuchte ihr, Amen.““

So war es auch. Die unglückliche Elsbeth lebte nicht mehr.

*

Richardson hatte bisher alle Schläge des Mißgeschickes mit einem beinahe unempfindlichen Gleichmuth getragen. Sein Herz war von Bitterkeit, aber nicht von der Erkenntniß seines Vergehens und noch weniger von Reue erfüllt. Oft lästerte er Menschen und Gottheit, fluchte mit wildem Wesen auf sein Dasein, und würde dieß vielleicht als Selbstmörder geendet haben, wäre ihm Elsbeth nicht in solchen Augenblicken des verzweifelnden Wahnsinns ein Schutzengel an der Seite gestanden. — Der Tod dieses bedaurungswürdigen Weibes, die seelenvolle Heiter-

keit, welche sie nach dem Segen des Priesters erfüllte, hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Richardson, von früher Jugend in der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Lebens, der Religion, vernachlässigt, fing nun an, mit sich zu Rathe zu gehen. Er warf einige Blicke in sein Inneres und erschrak. Die allwaltende Vorsicht ließ sich in den Wegen, welche er bis jetzt gegangen war, nicht verkennen. Je mehr er darüber dachte, desto kräftiger wuchs diese Ueberzeugung in ihm. In seinem verwahrloseten Gemüthe ward allmälich der Glaube rege; und mit diesem kamen edlere Gefühle in sein Herz.

An der Leiche seiner Elsbeth weinte Richardson die ersten aufrichtigen Thränen. Nun, da er sie verloren, wußte er erst, was sie ihm gewesen, wie viel sie gelitten, und warum sie geduldet! Er fing zu beten an für ihr und sein Wohl. Der Einfluß, welchen diese Betrachtungen auf ihn hatten, war wohlthätig und heilsam. Er ward zwar ernster und tiefsinniger, aber auch milder und besser. Das Mißgeschick, welches ihn fortan verfolgte, trug er jetzt leichter; er sah es als eine verdiente Strafe, als Mittel zur Sühnung an. Er ward auch ein besserer Vater; denn nun zog ihn sein Herz mit der Allgewalt der Liebe zu dem verwaiseten Benjamin hin.

Mit den kleinen Resten seines Vermögens miethete er sich und Benjamin auf einem Schiffe ein, um nach Europa zu übersegeln. Er wollte dort für seinen Sohn Unterkommen und Hilfe suchen. Wenn

er diese gefunden haben würde, so war er entschlossen, der Welt zu entsagen, und in einem strengen Orden, der sich der Pflege der leidenden Menschheit widmet, seine Tage in Buße und Reue zu enden. Bevor er Surinam verließ, besuchte er noch den Grabeshügel seiner Elsbeth, warf sich, in bittere Thränen gebadet, auf demselben nieder, und flehte in herzzerreißenden Tönen: „Elsbeth, die du versöhnt bist, bitte für den Urheber deiner Leiden! sieh' freundlich herab, edle Dulderin, auf deinen Verführer! das Licht des Glaubens ist eingekehrt in die Dunkelheit seiner Seele, und das ewige Leben ist es, um das ihn nun banget. Gott, der du die Sünder verfolgest, erbarme dich meiner!"

Mit etwas erleichterter Seele verließ Richardson sammt seinem Benjamin den Ort schwerer Prüfungen. Das Schiff, worauf sie sich befanden, war nach einem spanischen Hafen bestimmt. Die ersten Tage der Fahrt waren glücklich. Sie näherten sich schon der spanischen Küste, und hofften in einigen Stunden das Land zu sehen. Alles war außer sich vor Freude. Richardson, der sich nun dem Ziele seiner Reise näherte, grüßte mit friedlicher Seele die Luft, welche von den europäischen Küsten herwehte, und dachte mit sanfter Wehmuth seiner glücklicheren Jahre. Schon sah er einem freundlicheren Lose entgegen; aber anders war es im Rathe des Himmels beschlossen.

Plötzlich gewahrten sie ein großes Schiff, das sie mit vollen Segeln verfolgte. Bald erkannte man es für einen Kaper aus Algier. Er hatte ihnen den Wind abgeschnitten, und in einer halben Stunde ihr Schiff erreicht, so, daß eine volle Geschützladung es beinah' in den Grund gebohrt hätte. Die Spanier versuchten Gegenwehr. Der Kaper enterte. Ein fürchterliches Gemetzel entstand. Richardson kämpfte mit, denn er fürchtete den Tod nicht. Schon hat er einige Seeräuber niedergestoßen, als er, schwer verwundet von einem Bajonette, in seinem Blute zu Boden sinkt. Der Kampf war bald zum Nachtheile der Spanier geendet. Die noch lebten, wurden gefangen genommen, die Todten aber in das Meer geworfen, und das Schiff im Triumphe nach Algier geführt. Richardson, der noch einiges Leben in sich barg, wurde seiner schweren Wunde, welche er in der Brust erhalten hatte, ungeachtet, gefesselt in den Schiffsraum geworfen. Benjamin klammerte sich an ihn, und rief mit klagender Stimme: „Vater, nicht sterben! nicht sterben!"

Der Schiffschirurg, welcher sich unter den Gefangenen befand, untersuchte die Wunde des Unglücklichen, verband sie zur Noth und konnte, als ihn Richardson mit männlichem Ernste fragte, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er ihm wenig Hoffnung zur Wiederherstellung gebe. „So sei es denn!" antwortete der Verwundete. „Es geschehe der Wille des Herrn! Mir kann der Tod nur als ein versöhnender Gefährte die

Hand bieten: freudiger würd' ich ihm folgen, wäre meines Kindes Schicksal entschieden!"

Der menschenfreundliche Arzt tröstete ihn und sagte: „daß sein Los, das einem baldigen Ende entgegen gehe, in der That glücklicher sei, als das ihrige, indem sie die fürchterlichste Sclaverei erwarte. „Deinen Sohn," sprach er, „wird der Himmel schützen. Vielleicht ersteht ihn ein menschenfreundlicher Kaufmann, der ihm einst ein besseres Los sichert, als er es, ohne dieses Mißgeschick, je erreicht haben würde."

Sie landen in Algier. Mit Kanonenschüssen und Freudenbezeigungen wird der glückliche Kaper empfangen. — Seine erste Verfügung ist, die sämmtlichen Gefangenen ans Land und auf den Sclavenmarkt führen zu lassen, um ihrer weiteren Erhaltung ledig zu sein. Wie unvernünftiges Vieh, in schwere Fessel geschmiedet, werden sie auf denselben gebracht. So führte damals noch, bis das Schwert Frankreichs das Räubernest gesäubert — entsetzlich zu denken! der Mensch den Menschen, wie eine Metzgerwaare, zu Markte!

Richardson, seiner Auflösung nahe, wird von seinen Brüdern menschenfreundlich an den Ort ihrer Bestimmung getragen. Weinend klammert sich Benjamin an denselben, und Aller Augen sind über das Elend dieser Beiden mehr, als über ihr eigenes, naß. Richardson hatte durch die Ergebung, mit welcher er sein Schicksal getragen, und durch den

gottesfürchtigen Sinn, mit dem er hoffend und vertrauend seinem letzten Athemzuge entgegen gesehen, die Theilnahme Aller errungen. Schon sein Anblick allein war Mitleid erregend. Auf dem Wege war sein Verband losgerissen — das Blut strömt mit neuer Gewalt aus der Wunde. So kommen sie an auf dem unseligen Markte, an dem man um Menschen feilschte. Richardson sinkt bewußtlos um, die brechenden Augen schließend. „Der Vater stirbt!" schrie Benjamin auf, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

In demselben Augenblicke ging ein wohlgekleideter Mann über den Markt, sein Blick ruhte auf dem Erbleichten und dessen jammernden Sohn. „Der gute Mann!" riefen die Umstehenden. „Macht Platz, der gute Mann kommt herbei." So hatte man den Europäer genannt, dessen ganzes Wirken seit seiner Ankunft in Algier darauf beschränkt war, unglückliche Christensclaven loszukaufen, ihr Schicksal zu mildern, sie in ihr Vaterland zurückzusenden, zu helfen, zu trösten.

Spuren des tiefsten Grames liegen auf seinem Gesichte, und die schneeweißen Haare, welche ehrwürdig seinen Scheitel bedecken, verrathen, daß sie mehr Kummer und Schmerz, als das hohe Alter, gebleicht. Seine Augen waren auf jenes Bild des Jammers gefallen. „Wie hoch die Freiheit dieser Beiden?" ruft er den Sclavenanführer an. „„Nun, der Eine wird wohl schon todt sein! — ihn und den Knaben für zehn Dollars, Herr! wenn

sie Ihnen gefällig.““ Der gute Mann gibt, was Jener verlangte. Seine Diener ergreifen den Unglücklichen, sie fühlen noch Leben in ihm und tragen ihn sorgsam, wie es der Herr geheißen, nach Hause. Benjamin war von seinem Vater nicht mehr zu trennen, er folgt mit häufigen Thränen.

Mit kräftigem Balsam gewaschen, erhielt Richardson noch einmal seine Besinnung. Er schlägt die Augen auf — o Himmel! wen sieht er? Wortley, den Vater seiner Elsbeth! Er starrt ihn an. Dieser aber pflegt seiner, wie ein liebender Vater des verunglückten Sohnes. „Gott sei gepriesen,“ ruft Richardson, als er die Sprache wieder gewonnen, von einem heiligen Feuer durchglüht, „Du lassest mich nicht scheiden ohne Trost von der Erde! — Mann des Leides,“ spricht er zu seinem Gutthäter, „weißt Du es auch, wen Du hier pflegest!“

„„Du bist ein Christ; — dieß sei mir genug. — Kennst du mich: Deine Sprache verräth's. Du bist aus England.““

„Wortley, unglücklicher Wortley! ich bin Richardson!“ In der That war es Wortley, welcher Londons Anblick, in dem er so Vieles verloren, meidend, nach Africa geschifft war, dort Werke der Liebe an seinen Brüdern geübt und darin eine seltene Beruhigung gefunden hatte. Aber diese Worte durchzücken den alten Mann, wie die Spitze eines vergifteten Dolches. Er schlägt die Hände zusammen, bedeckt damit sein Gesicht, fällt in einen

Stuhl zurück. — Keiner spricht ein Wort weiter, tiefe Stelle herrschet — bis sie endlich das Schluchzen des unglücklichen Greises unterbricht.

Er schien sich nun etwas gesammelt zu haben, er hebt sich mit bebenden Gliedern, tritt zu Richardson hin und ruft mit zitternder Stimme: „Mensch, so muß ich Dich finden? Wo ist meine Tochter?“ — „„Unglücklicher Vater! sie bittet jetzt Gott, daß er deinen Sinn lenke, dich barmherzig und milde mache, wie Er es ist in alle Ewigkeit!““ — „Gott! so ist sie gestorben!“

„Nach tausend Leiden, die wir als gerechte Strafe des Himmels gelitten, schied sie mit reuigen Thränen, Dein Andenken segnend, im Frieden, versöhnt und gereinigt von hinnen. Ihre Reste ruhen in Surinam, und Benjamin hier — o stürze zu deines Großvaters Füßen, bitte mein Sohn, bitte für deinen Vater!“

„„Mein Enkel!““ ruft Wortley, hebt ihn von der Erde auf, drückt ihn an seine pochende Brust, und spricht, häufige Thränen vergießend: „„Richardson, — ich vergebe!““ — Da hebt sich die Brust des Sterbenden, als wäre eine zentnerschwere Last davon weggewälzt. Er drückt Wortley's Hand, führt sie an seine bebenden Lippen, segnet seinen Sohn, versucht es, sich noch einmal zu erheben, — sinkt nieder — und stirbt.

Wortley, von tiefster Wehmuth ergriffen, um-

armt seinen Benjamin, küßt ihn mit der Wärme eines liebenden Vaters. „„Ich will Dir, unglückliches Wesen,““ spricht er von Thränen oft unterbrochen, „„den Rest meiner Tage weihen. Erfreue Du dieses Alter, das bis jetzt jede Freude geflohen; und bete fleißig für das ewige Heil deiner Aeltern, auf daß ihnen Gott, der Barmherzige, verzeihen möge, wie ich ihnen verziehen!““

So war Allen geholfen.

*

Im Pilgerleben nicht raſten, noch ruh'n,
Mit Eifer wirken und Gutes thun;
Die That gerecht und edel der Will';
Ein Menſch ſein, iſt unſer Aller Ziel!

Hypolit kam eben aus dem Salon eines Reichen zurück. In glänzender Geſellſchaft war er ein höheres Spiel zu wagen gezwungen worden, in dem er, vielleicht eben, weil er kein Freund des Spieles geweſen, zehn ſchöne neue Ducaten gewonnen. Heiter und luſtig ließ er die lieben netten Dinger in ſeiner Rocktaſche klimpern, und zählte ſie fort und fort, ob auch noch alle beiſammen. — „Was wirſt du mit dem unverhofft gewonnenen Gelde anfangen?" Dieſe Frage nahm für den Augenblick Hypolit's regſte Gedanken zuſammen. — „Einen blauen Frack mit goldgeſtreiften Knöpfen zur nahenden Faſtnachtzeit?" „aber der, den ich beſitze, iſt wohl noch gut und faſt wie neu. — Eine flache goldene Uhr aus der Genfer Fabrik mit dem Namen: „Brequet von Paris," auf dem Zifferblatte?" — die ich habe, weiſet die Stunden genau und iſt zu-

dem ein Andenken meiner Mutter; nie würde ich an ihrer Stelle eine andere tragen! — „Ein Paar Kronleuchter in meine kleinen Gemächer vielleicht? — Doch gebe ich je Bälle oder Gesellschaften? wozu den erbärmlichen Prunk!“

Diese und ähnliche Versuchungen bestürmten den glücklichen Hypolit und juckten seine Fingerspitzen, sich der zehn Ducaten ledig zu machen. Hypolit war sonst ein genauer Wirth, aber hier ging es ihm, wie Allen, die nur das schwer Erworbene sparsam bewahren, und durch zufällige Gaben des Glückes leicht in die unruhige Laune der Verschwender verfallen. Mit solchen widerstreitenden Gefühlen war der Glücksmann eben im Begriffe, über die Sophienbrücke zu wandeln, als er nah' an der Brücke einen ziemlich bejahrten Mann, in reinliche aber abgenützte Kleider gehüllt, damit beschäftigt erblickte, einen laut jammernden Knaben zu trösten. Doch auch in den bleichen Zügen des Greises lagen unverkennbare Spuren des Kummers, und Hypolit bemerkte, daß es mit den Tröstungen wohl nicht von Herzen wollte, zumal da sich bald darauf die Thränen des Greises mit jenen des jammernden Knaben vereinten.

„Was habt Ihr, gute Leute,“ sprach Hypolit und zog die Gold zählende Hand aus der Tasche; „Ihr scheint mir sehr betrübt; kann ich Euch irgendwo helfen?“

„„Ach,““ versetzte der Alte, „„nun ist's zu spät; Fido ist todt! und der Junge da macht drum solchen Lärm.““

„Ja, der Vater hat ihn ersäuft, den armen, treuen Hund! wir hatten ihn Alle so lieb;“ rief der Knabe unter einem Thränenstrom aus.

„„Konnt' ich anders!““ versetzte der alte Mann, sich zu entschuldigen und zugleich den Knaben zu beruhigen suchend, „„ich hatte ja für dich und die Mutter kein Brot! Thier ist Thier, guter Toni! und besser, daß er gestorben, als daß wir mit ihm Hunger gelitten. Sieh, auch mir thut es leid, liebes Kind! denn, daß Sie's nur wissen, mein Herr! der arme Hund ward mir von einem Freunde auf dem Sterbelager vermacht und dringend empfohlen. Indessen bin ich durch unverschuldete Unglücksfälle in die äußerste Noth gestürzt; und im Bettlerstande noch einen Hund zu halten, wäre Tollsinn gewesen, da ich kaum so viel habe, Weib und Kind vor dem Hunger zu schützen. Ich habe den guten Hund meinen Nachbarn zum Geschenke geboten. Keiner wollte ihn nehmen! — Das ist nun aus; er ist todt. — Ich weiß nicht, wie ich das Herz dazu gehabt. Und wäre der Junge da früher gekommen, ich hätt' es doch nicht gethan. Nun weil es geschehen, bin ich des Trostes bar, und nie werde ich mich beruhigen können. Hätten Sie nur gesehen, wie wehmüthig mich das treue Thier angeblickt, als ich ihm einen Strick um den Hals gelegt und in dessen Knoten einen schweren Stein geschürzt hatte. Es schien mir flehentlich zuzurufen: „Ach, lass' mich leben; wenn dich Alles verläßt, ich bleibe bei dir!“ Und wie ich den

Winselnden empor gehoben, um ihn ins Wasser zu schleudern, da heulte er, daß mir das Herz gebrochen; aber Weib und Kind — unsere große Noth kam in mein Gedächtniß zurück — und das treue Thier war in die Fluthen geworfen. Armer Fido! nie werde ich dich wieder sehen!""

Hypolit fühlte über den Schmerz des armen Mannes Mitleid; er strebte ihn zu beruhigen. „Es ist doch nur ein Hund," erwiederte er auf die wiederholten Klagen des Jungen, „und du kannst leicht —"

In diesem Augenblick aber stürzt ein, mit Koth und Schlamm bedeckter Hund, einen Strick vom Halse nach sich zerrend, mit lautem Freudengebell auf die Trauernden los, er springt zu dem weinenden Knaben ungestüm hinauf, er leckt die Hände des armen Mannes, der ihn kurz vorher tödten wollte; er winselt, er heult, seine Augen leuchten voll Freude. ""Ach, mein Gott," ruft der Greis ""du bist es, Fido? armes Thier, wie kommst du aus dem Wasser zurück!""

„Das erklärt sich leicht," sprach Hypolit zu dem Ueberraschten, „Ihr, lieber Alter, habt in eurem Kummer den Stein mit dem Stricke nicht fest genug gebunden, durch den Todeskampf des Thieres ward er aus der losen Schlinge gezogen und Fido hat sich durch Schwimmen gerettet."

""Ja, so mag es sein," rief der alte Mann mit bebender Freude. ""Gutes Thier, das mein

Kind oft geschützt und bewacht, das uns Allen so treu und ergeben, nimmer sollst du von meiner Hand sterben! Komm mit, Fido, wir wollen vereint unsern Kummer ertragen!““

„Nicht so, alter Mann,“ rief Hypolit mit nassen Augen, „da, in der Rocktasche steckt genug, Euch, die Euern und den treuen Fido jetzt vor der Noth zu schützen. Nehmt, lieber Alter! Habt Ihr ein tüchtiges Gewerbe erlernt, so ist Euch damit so unter die Arme gegriffen, daß Ihr in Zukunft euer Brot mit Ehren verdient.“

„„Ich bin ein Schuhmacher vom Handwerke,““ entgegnete der Alte, den freundlichen Geber zweifelnd anblickend, ob er's mit dem Geschenke auch ernstlich gemeint.

„Kauft Euch also Leder, mein Freund,“ versetzte Hypolit, „vergeßt aber nicht, daß Arbeit und Fleiß dem Mann mehr kommen, als Verzweiflung und fruchtloses Zagen im Mißgeschick.“

„„Gott segne Sie!““ schrien aus einem Tone Vater und Sohn; und laut bellend tanzte Fido vor den Glücklichen her. —

Hypolit aber geht freudetrunken und selig nach Hause; denn besser hätte er leicht gewonnenes Geld nimmer zu verwenden gehofft.

Der guten That wird Gottes Segen.

Romuald und Heinrich Silberstein waren Brüder. Romuald stand einer Landescasse vor, und behauptete einen ansehnlichen Posten in der Residenz; Heinrich war Krämer, und führte eine beschränkte Lebensweise in einem Flecken, welcher von jener nur zwei Stunden entfernt lag.

Der Vater dieser Brüder hatte keinem aus beiden Ständen angehört, war weder Staatsbeamter noch Kaufmann, sondern ein Landwirth von gesundem Verstande und reger Thätigkeit, die ihm auch Segen und Glück brachte. Als er aus diesem Leben zum Leidwesen vieler Armen und Aller, die ihn kannten, schied, betrug sein Nachlaß eine sehr bedeutende Summe, welche die Frucht vernünftigen Haushaltes und unermüdeter Anstrengung war. Romuald und Heinrich, als die einzigen Erben, theilten dieselbe.

Dieser biedere Mann ließ seine Söhne studiren. Romuald, welcher viele Talente besaß, machte bedeutende Fortschritte und endigte seine wissenschaftliche Laufbahn mit Ehre und Nutzen. Der Posten, welchen er nach wenigen Jahren seiner öffentlichen Dienstleistung erhielt, bewies, daß es ihm weder

an Kopf, noch an Diensteifer fehlte. Weniger glücklich auf der literarischen Laufbahn war Heinrich, welchem eine schnelle Fassungskraft gebrach. Er blieb sichtbar zurück und vermochte es, obgleich vom redlichsten Willen beseelt, doch nicht, mit seinen Mitschülern gleiche Schritte zu halten. Es that ihm weh, unter den Letzteren Einer derselben sein zu müssen, und er bat daher seinen Vater, ihn von den Studien zurückzuziehen, weil er sich für diese nicht gänzlich berufen fühle.

Sein schlichter Vater nahm ihm solch ein freies Bekenntniß nicht übel. Er sprach: „Ich hätte dieses Geständniß von dir nur etwas früher zu hören gewünscht. Du wirst jetzt, da du mehre Jahre in der Hauptstadt unter vornehmen jungen Herren zugebracht und beinahe fruchtlos verloren hast, aus falscher Scham hart zum Pfluge deines Vaters zurückkehren, so ehrenvoll es auch ist, ein nützlicher Landmann, die Erde zu bauen. Allein es ist immer besser, daß du gegen mich offen gewesen bist. Ein halb Studirter ist das erbärmlichste Geschöpf auf der Erde. Meine Söhne sollen dem Staate nützen, ob auf die eine oder andere Weise, gilt gleich; denn sobald sie das ganz sind, wofür sie sich widmen, so nützen sie gleich ehrenwerth in jedem Stande, in jedem Berufe.“

So ging denn Heinrich zu einem Kaufmann in die Lehre, hielt sich dort wacker, ward ein fleißiger und biederer Gewerbsmann. Mit dem Erbe seines Vaters kaufte er sich nach den überstandenen

Lehrjahren die einzige Krämerei in dem Markte, heirathete bald ein tugendhaftes, häusliches Mädchen, und befand sich wohl bei seinem mäßigen Lose.

Die Gemüthsart beider Brüder war eben so, wie ihre Talente verschieden. Sie waren beide innerlich gut; aber Romuald war leichtsinnig und rasch in Allem, stolz und ehrgeizig, wie das oft bei Menschen, die sich aus dem Staube erhoben, der Fall ist. Heinrich entgegen war die biedere Einfalt selbst. Ohne Ansprüche, genügsam mit Wenigem, und mäßig in jedem Genusse, strebte er nach keinem höheren Ziele, als ein ordentlicher Hausvater und nützlicher Bürger, ein guter Vater und Gatte zu sein. Im ehelichen Glücke fand er seine Welt. Er hatte ein Kind, das er um alle Schätze Indiens nicht vertauscht haben würde, und ein Weib, welches ihm durch treue Liebe die Erde zum Himmel erhöhte.

Romuald war um seiner Stellung willen, und mehr noch durch seinen ungeregelten Ehrgeiz, zu einem mehr unruhigen als stillen, mehr äußeren als inneren Leben gezwungen. Er strebte darnach, geadelt zu werden. Hierzu schien ihm ein Eheband mit der verwitweten Freiin Clothildis die Wege zu bahnen. Er vergaß auf die Verschiedenheit, welche zwischen ihrem Charakter und Neigungen herrschte, sondern sah nichts als den Glanz ihres Namens. Diese Gattin, gewohnt, vornehm zu leben, setzte seinen Haushalt auf einen Fuß, welcher mit dem Vermögen desselben in keinem Verhältnisse stand.

In wenig Jhren verwirrten sich Romuald's ökonomische Verhältnisse so, daß sie einen äußerst traurigen Ueberblick gaben. Sein häusliches Leben war deßhalb sehr unglücklich. Vorwürfe, Demüthigungen, bittere Sorgen, welche an seinem Lebensmark zehrten, waren Alles, was seiner harrte, wenn er nach den Mühen des Tages aus der Amtsstube in seine friedlose Wohnung trat.

Was in solcher Lage häufig geschieht, traf auch bei ihm ein: er suchte außer dem Hause Zerstreuung. Eine Gesellschaft niedriger Spieler half seinen Ruin, zu welchem seine Gattin die Veranlassung gegeben hatte, in Kurzem vollenden.

*

Romuald hatte schon in den ersten Jahren seiner Verehelichung das geerbte Gut seines Vaters verschwendet. Nun sah er sich überdieß von bedeutenden Schulden belastet. Die Gläubiger wurden stets dringender, und seine Lage immer verzweifelter. Er konnte den Sturz seines Hauses, mit dem der Verlust seiner Stelle verbunden war, nicht ohne Todesschreck denken, und doch stand er diesem so nahe! Sein irregeleiteter Ehrgeiz und die besserungslose Verzweiflung wies ihm nur ein Mittel: mit Summen aus der Casse seines Staates im Spiele das falsche Glück zu seiner Rettung zu zwingen.

Der Landesfürst, angeregt durch so viele betriegerische Eingriffe in die öffentlichen Cassen, welche gerade in diesem Zeitpuncte das Volk mehr drückten als je, suchte durch Strenge leichtsinnige und mein-

eidige Diener von Verbrechen dieser Art abzuschrecken. Er setzte die Todesstrafe darauf, und Romuald wußte dieß wohl.

Es war Abend, als er, zu einem bedeutenden Glücksspiel geladen, vor der ihm anvertrauten Casse stand. Die Sonne weilte scheidend vor dem Gipfel des Berges und warf die letzten glühendrothen Strahlen auf den Verzweifelnden hin. Seine Augen glühten wie Feuer, eingefallen war die Wange, jeder Theil seines Leibes zitterte, kalter Schweiß triefte von der Stirne und Fieberschauer durchbebte ihn. Jeden Schlag seines Herzens konnte er zählen. Er griff nach einer Summe; die Hand erstarrte; kaum konnte er sie ausstrecken — da fiel plötzlich der eiserne schwere Obertheil der Casse mit wildem Getöse herunter und schloß dieselbe durch die Gewalt des Falles. Romuald ward dadurch erschüttert. Es war, als ob sein besserer Genius ihn abstehen hieße. Er folgte dieser Eingebung und ging — noch schuldlos von hinnen.

Schon war er seinem Hause nahe, als ihn ein Gläubiger ereilte, welcher ihm eine fällige Handschrift zur Zahlung vorweisen wollte. „Kommen Sie in einigen Tagen!“ sagte er halb bittend zu ihm. Dieser verließ ihn, jedoch nicht ohne kränkende Reden, mit einer Klage drohend, wenn er sein Wort nicht erfüllen würde. Wovon sollte er diesen befriedigen? Zur Geduld schien er sich nicht zu verstehen und zur Nachsicht noch weniger. „Meine Ehre, meine Ehre!“ rief er, daß es

einen Stein hätte erbarmen mögen, und vergaß, daß er sich noch auf der Straße befand. Die ihn bemerkten, blieben mitleidig stehen, und hielten den blassen, hageren Mann für wahnsinnig. Und er war auch sehr nahe daran, es zu werden.

In dieser Stimmung stieß er, zur Hälfte erst aus seinen trüben Gedanken geweckt, auf einen der wüsten Spielgenossen, welcher ihn fragte: ob er vor der Bank bald erscheinen werde? „Wer heute seine Summe zu wagen hat," rief er ihm zu, muß Fortunen zum Lächeln zwingen; denn es kommen reiche Pariser hin, die weder Geduld noch Ausdauer im Spiele besitzen. — Sie erscheinen doch, Romuald!" Mechanisch versetzte ihm dieser: „Mindestens in einer Stunde.""

In einer Art von Betäubung, in welche ihn Wuth und Schmerz versetzten, erfüllt mit der trügerischen Hoffnung, noch diesen Abend sein Los ändern zu können, wandte er rasch seine Schritte, stürzte in sein Arbeitszimmer zurück, öffnete die Casse, nahm einen Pack Banknoten heraus; warf jene zu, zog den Schlüssel ab, und begab sich mit einer Stimmung, die sich nicht beschreiben läßt, hin auf den Ort, wo, den Gesetzen des Landes zuwider, Thoren und Bösewichte mit elenden Karten einander um Vermögen und Ruhe des Lebens bestahlen.

Das Verbrechen war verübt; er sah in seiner Verblendung keinen Rückweg vor sich, als ein neues zu begehen, und dieses elende Spiel zu wagen. Seine Gestalt war erbarmungswürdig; jede Fiber seines

Gesichtes zuckte convulsivisch und seine Zähne knirschten, ohne daß er es zu hindern vermochte.

*

Die Menschen, welche in dem Spielhause versammelt waren, hätten vor Romualds zerstörtem Anblicke, auf dessen Mienen alle Leiden und Peinen gezeichnet waren, zurückschaudern müssen, wenn sie Herz und Gefühl gehabt hätten. Dieses muß man aber bei dem Spieler nie suchen. Es ist der erste Punct seines Vertrages, welchen er dem bösen Geiste zugesteht, sein Herz, und der zweite, seine Ehre zu opfern. Im Geheimen nimmt jener Dämon noch seine Ruhe in Anspruch, und zerreißt diese drei höchsten Güter des Menschen mit der Wuth eines Tigers und der triumphirenden Lust eines Teufels.

Niemand aus diesen Spielern fragte ihn um die Ursache seines schrecklichen Aussehens, ob er gleich so geschwächt war, daß er sich kaum zum verhängnißvollen Tische hinschleppen konnte. Die Spieler zogen ihre Börsen. Romuald zog seinen Pack Banknoten hervor, und sank beinahe von dem Stuhle herab, als er bemerkte, daß er in der Eile eine fünfmal größere Summe ergriffen, als er zu nehmen Willens gewesen. — Schweigend saßen Alle rings um den Tisch; tiefe Stille herrschte; die Augen der Spieler glüheten, wie Johanneswürmer auf dem Leichentuche ihrer Gesichter; kein Athemzug stieg aus der krampfhaft gepreßten Brust, in welche die Leidenschaft ihre langen Krallen gesetzt hatte, die

Karten wurden gezogen, das verhängnißvolle Spiel hatte begonnen.

Romuald fing mit der Gunst des Glückes zu spielen an. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so war gerade die Summe gewonnen, welche der dringende Gläubiger von ihm heute gefordert. Das Herz klopfte ihm hörbar. Es war, als flisterte ihm jemand in's Ohr: „Verlasse nun, Unglücklicher, diese Stätte für immer!" Er schwankt auf seinem Stuhle, packt seinen Gewinn ein, will sich schon erheben, als ihm eben eine neue Karte hingelegt wird. Es drängt ihn, sie noch zu besehen. Er blickt darauf, sie scheint Glück zu versprechen; eine sonderbare Betäubung ergreift ihn — glühend setzt er den ganzen Gewinn und — was er kurz vorher besessen hatte, war ihm nun wieder entrissen.

Von diesem Augenblicke an war der Schutzgeist von seiner Seite gewichen. Wie toll griff er in seinen Geldhaufen ein, warf eine Summe um die andere hin; und jeder Zug brachte für ihn gleiches Unglück gleiche Wuth, die bis zum Wahnsinn gesteigert ward. Mechanisch hatte er seine Summen fort gesetzt; er griff nach seinem Gelde — und sank ohnmächtig von seinem Sitze herab, denn er hatte nichts mehr zu wagen. Was er ins Spielhaus gebracht, war Alles verloren.

Ein junger Mensch, welcher das erstemal in seinem Leben solch einen traurigen Schauplatz betreten und dieser schrecklichen Scene beigewohnt hatte, wurde dadurch so lebhaft erschüttert, daß er sich selbst das

heilige Gelübde ablegte, nie wieder eine solche Stätte des Jammers und der Verachtung zu betreten. „Was sind die Menschen für Thoren," sprach er, „sich auf solche Art um ihr ganzes Wohl zu betriegen; und was für Tiger," fuhr er fort, „gegen sich selbst mit solch teuflischer Kälte zu wüthen! Nie will ich um des Gewinnes willen eine Karte berühren; und diesen nur darin suchen, wo er allein dauernd und sicher zu erreichen ist, in der zweckmäßigen Anwendung meiner Kräfte und unermüdeten Erfüllung edlerer Pflichten!"

Das Spiel war geendet. Kalt hatten sich die Kieselsteine in Menschengestalt erhoben. Einige thaten, als bemerkten sie Romualds Zustand nicht, Andere lächelten schadenfroh vor sich hin. Zwei Diener traten hinzu, erhoben ihn schweigend, riefen eine Sänfte herbei, und ließen ihn, ärmer als den ärmsten Bettler, ein zweischneidiges Schwert der Angst und der vergeblichen Reue im gefolterten Busen, nach seiner Wohnung befördern.

*

Der nächste Morgen war einer der schönsten Morgen im Spätsommer des Jahres. Wie aus Millionen Spiegeln glänzte jeder Sonnenstrahl aus dem perlenden Thau wieder, der an den gereiften Früchten des Feldes und dem lachenden Grün der Wiesen hing. Eine milde Luft wehte sanft über die Fluren, und erquickte das Herz auf eine besondere Weise. — In

Heinrich, des friedlichen Krämers Hause, war schon seit einer Stunde Alles munter und rege. „Du hast heute einen köstlichen Tag zu deiner Stadtreise, Männchen," sagte Rosalie, sein freundliches Weib; „ja wenn mein kleiner Fritz nicht wäre, wer weiß, ob du mich nicht mit dir nehmen müßtest; wenn ich es gleich aufrichtig sage, daß ich eben keine große Lust habe, meinen stolzen Herrn Schwager und seine übermüthige Gemahlin zu sehen." Heinrich aber wurde durch diese Worte sichtbar betrübt; er sah sie ernst und wehmüthig an. „„Sei meinem Bruder gut, Rosalie! Es ist wahr, er hat sich gegen uns nicht freundlich benommen; aber er ist ja mein Bruder, und unseres Vaters letztes Wort, als er auf dem Todtbette lag, war dieses: „Romuald und Heinrich! liebet euch immer und bleibt einig, bleibt gut!" Nicht wahr, Rosalie, du hassest meinen Romuald nicht?"

Da küßte sie ihren Gatten und sprach: „Ei! du böser Mann, wer wird es so arg nehmen? warum soll ich ihn hassen? Gegen Niemand auf Erden empfinde ich Haß und gegen die wohl am wenigsten, welche du liebst! Nun will ich sein Benehmen vergessen; und wenn dir ein Gefallen geschieht, so gehe ich mit dir und spreche zu ihm: Lieber Schwager! ich habe Sie gewiß und wahrhaftig lieb, weil Sie meines guten Heinrichs Bruder sind."

Gerührt versetzte ihr Gatte: „Nein, liebe Seele, bleibe für dießmal zurück. Auch ich werde nicht lange weilen; denn jede Trennung von dir und meinem

Kinde macht mir bang.“ Er nahm Hut und Stock. „Laß mich den Kleinen noch küssen,“ sagte er, indem er sie an sein Herz drückte und zum Ruhebette seines Sohnes trat. Dieser aber schlief noch im Frieden. Der Vater bog sich sorgsam über ihn, um ihn so früh nicht aus dem Schlafe zu wecken; in Rosaliens Auge glänzte eine Thräne, welche dem Gefühl ihres Glückes gehörte, und Heinrich setzte sich, seinem Weibchen, das an der Hausflur stand und ihm bittend nachrief, ja recht sorgsam zu fahren, mit dem Kopfe freundlich nickend, auf seinen Einspänner, der mit ländlichen Opfern für seinen Schwager reichlich bepackt war.

Heinrich, dessen Geschäfte ihn zwar oft in die nahe Residenz riefen, besuchte seinen Bruder doch nur selten, weil er wußte, daß dieser so schwach war, sich seiner zu schämen. Heute aber, da Romualds Geburtstag gefeiert wurde, konnte er dem Drange seines Herzens nicht widerstehen. Unwillkürlich dachte er im Hinfahren nach der Stadt an die entschwundenen Jugendjahre und an die sehnsuchtsvolle Freude, mit der ihre Herzen diesem Feste stets entgegengeschlagen; wie er dann immer einen geheimen Wunsch seines Bruders zu erfüllen gewußt, ihm bald mit einem schön befiederten Vogel, bald mit der Verzichtleistung auf eines seiner liebsten Spielzeuge, Vergnügen und Ueberraschung gewährt! „Ach, es ist eine schöne Zeit um die heitere schuldlose Jugend!“ rief er halb laut; aber Rosaliens, seines Sohnes und des ehelichen Glückes gedenkend, fuhr er fort: „Doch möchte ich die Vergangenheit nicht für

die Gegenwart tauschen, welcher nichts fehlt, als der Besitz von Romuald's Liebe."

Romuald hingegen hatte der Wichtigkeit des heutigen Tages für ihn gänzlich vergessen; er hatte eine schreckliche Nacht durchwacht. — Kaum war der Tag angebrochen, so sandte er nach seiner Frau. Als sie allein waren, begann er, ihr mit abgebrochenen Worten und häufigen Seufzern die Lage zu schildern, in der er sich nun befand. Er bat sie, wenn nicht um Hilfe, doch um Mitgefühl und Trost. Thränen der Reue stürzten von seinen Wangen, der nagendste Kummer malte sich auf seinen Zügen. Aber wie sehr betrog er sich, wenn er hier Beruhigung hoffte! Seine Gattin benahm sich auf die unwürdigste Weise. Sie, welche die erste Veranlassung seiner Unordnungen gewesen war, schob nun alle Schuld auf ihn, überhäufte ihn mit Schmähungen der ergreifendsten Art, und kündigte ihm an, daß sie sogleich Schritte machen werde, ihre Mitgift sicher zu stellen und ihre Ehe zu trennen.

Dieses Benehmen entrüstete den tief gekränkten Romuald. Seine schreckliche Lage war nun noch durch die Pein erhöht, welche ihm die verächtliche Gesinnung eines unwürdigen Weibes verursachte. Er drohte ihr mit der empfindlichsten Begegnung, wenn sie nicht sogleich sein Zimmer verließe; fluchte dem Tage, an dem er den Gedanken gefaßt, sich an eine Person zu ketten, welche ihm keinen vergnügten Augenblick im Leben gewährt, ihn mit Leiden sonder Zahl überschüttet, ja sogar zum Verbrecher gemacht hatte. — Ein Theil wetteiferte mit dem anderen, sich an den fürchterlichsten Vorwürfen zu übertreffen.

Da öffnete sich die Thür. Heinrich stürzte unangemeldet herein und auf Romualds Bett zu. „Mein Bruder, mein lieber Bruder!“ rief er mit ausgebreiteten Armen. Doch plötzlich stand er vor seinem Lager erschrocken still. Das abgezehrte todtenblasse Gesicht, auf welchem nur dunkelrothe Flecken als Zeugen gähen und erschütternden Zornes standen und schnell wieder verschwanden, das hohle Auge von dunkeln Streifen umgeben: — diese Leichengestalt sollte sein Bruder sein? — Romuald streckte ihm die Hand entgegen, es stürzte aus seinen vertrockneten Augen plötzlich ein Thränenstrom, er rief mit einem nicht zu beschreibenden Tone, den Grund seines Erstarrens erfassend: „Ja, mein Heinrich, dein unglücklicher Romuald ist es!“ Laut schluchzend umarmten sie sich. Beide waren von der tiefsten Wehmuth ergriffen.

*

Romualds Gattin hatte sich beim Eintritte Heinrichs entfernt. Die Brüder waren allein, und als sie sich Beide etwas gefaßt hatten, sprach Ersterer also: „Nicht wahr, lieber Heinrich, so hättest du mich nicht zu finden gehofft? Sieh' in mir den unglücklichsten Mann auf der Erde; du wirst es noch zeitig genug erfahren, guter Bruder! — ich bin verloren. Gott! meine Lage ist schrecklich und meine Verzweiflung ohne Gränzen.“

„„Da sei der Himmel dafür!““ sprach Heinrich, im beruhigenden Tone voll brüderlicher Liebe: „„Setzen wir, Romuald, daß dich das ärgste Unglück

getroffen, das man nur denken kann, so bist du ja noch immer ein Christ! und du sprichst von Verzweiflung? Wer wird sich von der Hoffnung, die uns Christen ewig milde und hehr strahlt, wenden, mein Bruder? — Doch, was es auch sei, es kann nicht schrecklicher sein, als deine innere Stimmung. Du mußt vor Allem dein Gemüth gläubig erheben, und die fürchterlichste Seite deines Leides ist dann verschwunden.""

„Was würde ich jetzt nicht alles geben, rief Romuald händeringend, wenn ich dein reines gläubiges Gemüth mir aneignen könnte! Doch, mein Bruder, ich habe auf Gott immer vergessen, und darum vergißt Er auch auf mich. Dieß, ich fühle es tief, war die Quelle aller meiner Verirrungen, die Quelle meines leiblichen und geistigen Todes. Ich möchte gern hoffen, aber ich kann es nicht. Nein, nichts rettet mich mehr auf dieser Erde!"

Nun gab er sich neuen Ausbrüchen seiner Verzweiflung hin, und endigte damit, daß er seinem Bruder seine häuslichen Umstände, den gestrigen Vorgang im Spiele und den verbrecherischen Eingriff in die öffentliche Casse unter tausend Thränen erzählte. Heinrich verlor die Fassung nicht, so sehr ihn auch die regste Theilnahme ergriff. Mit pochendem Herzen fragte er, nachdem Romuald sein Bekenntniß abgelegt hatte: ""Wie groß ist die Summe, welche in der Casse fehlt!""

Ach, zehntausend Thaler in Cassescheinen! Wovon soll ich diese ersetzen! ich fühle jetzt mehr als je, daß ich keinen Freund habe; denn den zwanzigsten

Theil dieser Summe wüßte ich nicht zu erborgen! Ueberdieß soll ich einen dringenden Wechsel von zweitausend Thalern in wenigen Tagen noch einlösen. Doch was ist dieß Alles gegen den Cassendefect, worauf, ich schaudre verzweifelnd, die Strafe des Stranges steht. Gott! ich bin außer mir, ich raube mir elbst dieses elende Leben!"

„„Unglücklicher, beweinenswerther Bruder!"" sprach Heinrich mit ernstem und sehr traurigen Tone; „„ich beklage dich weniger um der allerdings sehr mißlichen Lebenslage, in welche du dich selbst gestürzt hast, als um des Mangels an jeder frommen Gesinnung, der sich in deiner jetzigen Stimmung so deutlich ausspricht. Ja, du hast Recht, der liebe Gott hat dich verlassen, mein lieber Romuald; doch kehre zu Ihm zurück! Er wird dich wieder aufnehmen als einen reuevollen Sohn. Dieß, daß du für dein Inneres sorgest, mein Bruder! ist mein einziger Wunsch. Für deine äußere Lage will ich denken, da du es selbst nicht vermagst. Bis morgen Mittag längstens ist der Defect deiner Casse gedeckt und auch jener Wechsel bezahlt. — Zu deiner unwürdigen Frau will ich nun, um sie zum Schweigen zu vermögen, und dann ohne Verzug Anstalt zu deiner Rettung treffen. Ich wage das Aeußerste, Romuald, thue auch du, was du vermagst, und versöhne deine Seele mit Gott, dein Herz aber mit mir.""

Romuald brach in einen unartikulirten Schrei aus, welcher freudige Ueberraschung und zagenden Zweifel, brüderliche Liebe und die innigste Reue in

Einem Tone unnachahmlich ausdrückte. Heinrich küßte und umarmte ihn heftig. Romuald faltete seine Hände, sein Gesicht wurde ruhiger; es schien, als betete er. Heinrich segnete ihn und verschwand, wie ein Engel, der süßen Trost in die Seele des Leidenden zaubert, aus dem Gemache des Schmerzens.

*

Eben wurde die Mittagsglocke geläutet, als Heinrich in seinem Hause wieder anlangte. Rosalie und sein kleiner Fritz saßen bei ihrer Mahlzeit. Sie stürmten ihm mit ihrer freundlichen Hast entgegen. „Ei, schon so früh zurück?" sprach Rosalie; nachdem sie ihn herzlich geküßt hatte, „wir haben auf dich nicht gerechnet; denn ich dachte dich an der Tafel des Bruders. Du wirst unsern Tisch für heute etwas leicht besetzt finden; aber willkommen, lieber Gast! was wir haben, bieten wir gern."

Schweigend setzte sich Heinrich zu Tische. Rosalie bemerkte es bald, daß ihm Unangenehmes begegnet, und daß er etwas auf dem Herzen tragen mochte. Sie gab sich Mühe, ihn zu erheitern. Er sah eben nicht finster, aber schwermüthig aus, und daß ihm so manche Gedanken durch den Kopf liefen, war nicht zu verkennen.

Wie nun der Tisch, von dem er wenig genossen hatte, aufgehoben war, und sie sich allein befanden, sprach Rosalie, liebevoll schmollend: „Höre, lieber Mann! du darfst mir nicht mehr in die Stadt zu dem Schwager. Ganz heiter bist du fortgezogen, und betrübt habe ich dich wieder."

Er versetzte nach einer Weile: „„Auch fehlt es mir nicht an Gründen hierzu. Unseren Romuald hat ein schweres Unglück getroffen. Seine Ehre, sein Leben selbst, steht auf dem Spiele, wenn wir ihn nicht retten.““ — „Und können wir dieses?“ fragte Rosalie in ängstlicher Hast. — „„Wir können es; Liebe!““ — „Und du fragst mich noch? Heinrich! er ist ja dein Bruder, o rette ihn!“ Ernst versetzte der Gatte: „„Aber es bedarf eines großen Opfers. Sieh, wir haben uns sechs Jahre seit unserer Ehe wacker herumgethan, uns manches Vergnügen entzogen. Ich habe zweitausend Thaler zurückgelegt. Diese gehen darauf. Sie waren für unsern Fritz bestimmt, aber nun, um meinen Bruder zu retten,““ — „Nun so gib sie hin,“ rief die Gattin bewegt, „gib sie hin, wenn es weiter nichts ist! wir sind noch jung; der liebe Vater im Himmel segnet unseren Fleiß; Er wird dieses Opfer reichlich ersetzen.“

Heinrich fuhr mit forschenden Blicken weiter fort. „„Eben so viel, als ich zurückgelegt habe, besitzest auch du; da ich die Hälfte meiner Ersparnisse stets in deine Casse gelegt. Sieh', liebe Rosalie, meine Summe allein rettet den Bruder noch nicht; auch der deinigen bedarf er. Ich weiß, dieses Geld war für Fälle der Noth und unvorgesehenes Bedürfniß bestimmt — kommt es dir schwer?““ — Rosalie küßte ihn und zog ein kleines Kästchen hervor. „Hier ist es, mein Heinrich. Da ich dich früher zum Opfer beredet, wie könnte nun ich zaudern!“ — „„Gottlob!““

sprach Heinrich, und ein eigenes Feuer durchglühete sein ganzes Wesen, „„so ist denn mein Romuald gerettet durch uns! Nur eines bedarf er noch. Es dürfte dir schwer fallen? dieses Haus, daß ich von dem Erbe meines Vaters erkaufte, und dieses Waarenlager, worauf mancher schöne Thaler verwendet wurde.““

Seine Gattin sah ihn mit zweifelhaften Augen an. Sie trauete den Worten des Geliebten nicht. „„Erschrecke nicht,““ sprach er, fortfahrend in seiner milden, aber sehr ernsten Rede, „„erschrecke nicht, geliebte Seele! was du für Scherz hältst, ist Wahrheit. Mein Bruder hat die öffentliche Casse veruntreuet. Zwölf tausend Thaler bedarf er, um sich vor Schande, ja vor dem Tode zu retten. — Du weinst! du erbassest, Rosalie!““

Da jammerte sein Weib und rief: „Heinrich, vergiß auf uns, wenn du willst; doch vergiß nicht auf unseren Sohn! Warum soll der arme Wurm die Schuld deines Bruders büßen! Vergiß nicht auf ihn!“ Mehr vermochte sie nicht zu sprechen. Ein Strom von Thränen erstickte die Worte; sie stützte ihr Gesicht auf seine Brust. Ihr Gatte, der dieses Gefühl ehrte, war durchdrungen von dem gerechtesten Schmerze. Er ließ ihren Thränen freien Lauf; dann erhob er sie zart, umarmte sie und sprach mit unendlicher Liebe und tröstendem Tone: „„Wir haben in Freude und Leid einander geprüft, gute Seele. Unsere Liebe war uns in jener Erhöhung des Glückes, in diesem

Troſt und Hilfe für Alles. Wir ſind beide noch jung und zur Arbeit gewohnt. Ohne Anſprüche, uns ſelbſt genug, auf unſer Bewußtſein und unſern Gott vertrauend, — Roſalie! wer wird gegen uns ſein, iſt Dieſer mit uns! — Das Wonnegefühl, einen Bruder der Schande und einem ſchmählichen Tode entzogen zu haben, wird uns bei mancher Entbehrung tröſten, und in manchem Leide erheben. Nur der iſt unglücklich, der ſich bewußt iſt, ſein Unglück verdient zu haben, und ſo, meine Gute, werden wir's nie ſein.««

„Aber unſer Fritz, Gott! unſer Sohn?" ſprach ſie, ſchon etwas getröſtet und mehr durch den Ton ſeiner Stimme, als den Inhalt der Rede erhoben. — ««Unſer Sohn ſoll werden, ſo hoffe ich, wie wir ſind. Seines Kopfes und ſeiner Hände Arbeit ſei das Capital, womit er Glück erringe und uns im Alter Freuden verſchaffe. Selten gedeihen Kinder, deren Aeltern viele Summen für ihren erſten Schritt in das thätige Leben wagen. Ich habe ſtets bemerkt, daß ſich jene, die faſt gar keiner Unterſtützung genoſſen, durch eigene Thatkraft gewöhnlich am meiſten erhoben. Und unſer Fritz, wenn er dein Herz, deinen reinen frommen Sinn und Liebe für Recht und Tugend geerbt, iſt er dann ohne Hilfe und arm? Ein Kind, das den Segen ſeiner Aeltern verdient, kommt gewiß durch die Welt! — Doch ohne deine Beihilfe will ich dieß Opfer nicht wagen. Das Leben des Bruders nicht allein, auch mein Glück und meine Ruhe hängt von deinem Ausſpruche ab. Roſalie, ſage nun, was haſt du beſchloſſen?««

Seine Gattin antwortete nicht; sie drückte ihn an das klopfende Herz, ihre Züge, die himmlisch erglänzten, sprachen das „Ja" aus, und schienen von dem Gefühle der edlen That, die sie so eben verübet, hoch erhoben, schöner als je. „„Dank, Dank deiner Liebe, herrliches Weib!"" jauchzte Heinrich in ungestümer Freude empor, „„Gott wird dir's lohnen!""

Rosalie öffnete ihr Kästchen, zahlte in Schuldobligationen ihres Landes die Summe von zweitausend Thalern auf den Tisch. Sie gewahrte in einer Ecke desselben noch ein Papier. Es war ein Los zur großen Staatslotterie, das die, vor Kurzem verstorbene Mutter ihr zur Geburt ihres Sohnes verehrt. „Bedarfst du auch dieses," sprach sie zu Heinrich, „so nimm; hier mein Bischen Schmuck; im Schranke dort liegt mein Sonntagsstaat." — — „„Behalte das Los,"" sprach der Gatte, „„ich zähle nie auf solchen Gewinn, und seh' es nicht gern, wenn es Andere thun; aber von deiner Mutter, bei einer so glücklichen Begebenheit erhalten, muß es dir, auch wenn es deine Hoffnung täuscht, werther sein, als Alles, was du im Vermögen besitzest. Auch deinen Schmuck nimm zurück, ob dich gleich deine Herzensgüte in meinen Augen mehr schmücket, als alle Diamanten und Perlen der Welt!""

„„Siehst du, ich war eilig,"" fuhr er fort, „„und ich kannte dich genau. Hier sind acht tausend Thaler, die mir ein Wechsler in der Stadt für mein

Haus und Waarenlager auf drei Monate borgt. Mittlerweile findet sich Gelegenheit, beides besser an Mann zu bringen; und der Ueberschuß deckt unsern Unterhalt für so lange Zeit, bis wir durch unsere Thätigkeit Mittel, uns ehrlich durch die Welt zu schlagen, gewinnen. Sei ruhig, Rosalie! Wir haben dieses Werk mit unserm lieben Vater im Himmel begonnen, und wir werden es auch, so hoffe ich voll ruhigen Vertrauens, mit seiner Hilfe, heiter und glücklich beenden. — Hier hätten wir also zwölf tausend Thaler! Schnelle Hilfe ist zweifache Hilfe; der Wagen ist angespannt — fort in die Stadt! Der Wechsler bedarf noch eines gesetzlichen Instruments für dieses Darlehen, und vor Allem harrt Romuald unserer Hilfe in Todesangst.««

Er sammelt nun seine Papiere zusammen, steckt sie in seine Geldkatze hinein und spricht, indem er diese ganz heiter um den Leib schnallt: »»Sollte man meinen, daß solch nichtiges Ding manchem Menschen Ruhe und Seligkeit raubt!«« Er war wieder ganz froher Laune, wie früh Morgens, als ob sich gar nichts ereignet hätte. Als aber Fritz unbefangen zur Thür hereinsprang, hebt er ihn in die Höhe, und wie er in der Mutter Augen eine Thräne gewahrt, so blickt er sie lächelnd und liebevoll an und spricht: »»Junge, du mußt unser Trost, unsere Freude werden!«« — „Das will ich auch, Vater!“ erwiederte der fünfjährige Kleine. Die Mutter lächelte wieder. Heinrich küßte Beide und schied.

Es war schon spät Abends, und Heinrich war noch nicht zurückgekehrt! Rosalie schwebte in Todesangst. Bleich stand sie am Fenster und sah in die graue Dämmerung hinaus, daß ihre Augen, welche durch vieles Weinen geschwächt waren, beinahe den Dienst versagten. Selbst der kleine Fritz wollte heute nicht zu Bette gehen. Die Unruhe der Mutter hatte sich auch ihm mitgetheilt. Er klammerte sich an sie an und sah mit zum Fenster hinaus. Auf einmal sprang er in die Höhe und rief: „der Vater, der Vater! und sieh, Mutter! da steigt noch mit ihm ein schwarzer Mann von dem Wagen herab!"

Mit innigem Entzücken flog Rosalie ihrem Manne entgegen. Sie bemerkte in ihrer Freude nicht den Fremden, den er mitgebracht hatte. „„Hier bringe ich dir einen Gast, liebes Weib!"" sprach er. Sie blickte nach ihm, und — Romuald stand blaß und hager vor ihr. Sie war unangenehm überrascht. Den Mann, — der sie stets mit Uebermuth und Geringschätzung behandelt, dessen Vergehen eben jetzt ihre ganze Habe verschlungen hatte, — sah sie nun, zuerst mehr Grauen, als sonst ein Gefühl erregend, vor sich. Sie blickte ihn ernst und durchdringend an; aber seine Gestalt, auf welcher Reue und Kummer, Beschämung und Freude im sonderbarsten Gemische sich malten, und seine Züge, in welche unbeschreibliche Qualen und nagender Gram die tiefsten Furchen gezogen: — Alles machte sein Unrecht, sein

Vergehen vergessen. Sie reichte ihm freundlich die Hand und sprach: „Seien Sie willkommen! bleiben Sie bei uns, theilen Sie das Wenige, so wir besitzen!"

Romuald ward durch diese Güte zu Boden gedrückt. Mühsam hielt ihn sein Bruder, daß er nicht zu ihren Füßen sank. „„Das Opfer, welches Bruderliebe mir heute gebracht hat,"" sprach Romuald,„„wird nicht bald seines gleichen finden. Ehre und Leben danke ich ihm. Das Letzte sei nun ihm und Ihnen geweiht. Die große Schuld, die ich gegen Dich, mein Heinrich, und gegen Sie, liebe Schwägerin, habe, will ich abtragen, und sollte ich sie auch mit meinem Blute bezahlen. Meine unwürdige Frau trennt sich von mir. Ich kann deßhalb den beschränktesten Haushalt führen, und will, außer den dringendsten Bedürfnissen mir nicht eher das Geringste gewähren, bis das Opfer, welches Sie mir großmüthig gebracht haben, gänzlich erstattet ist. Die Liebe, welche Sie mir erwiesen haben, und die Zartheit, mit der es geschah, kann ich nie in meinem Leben vergelten.""

Rosalie ließ ihn nicht weiter sprechen. Sie umarmte ihn. „Kein Wort mehr von Ihrer Verirrung und unserer That; darum bitte ich Sie freundlich. Der Himmel wird es uns lohnen; und indem er uns Ihre Freundschaft und Theilnahme wieder gewonnen, hat er es schon gethan."

„„Habe ich nicht gesagt, Romuald, daß mir ein Engel zum Weibe geworden?"" fragte ihn Heinrich im muntersten Tone. „„Was soll mir in ihrem Besitze noch fehlen, und welch ein Unglück kann mich

niederdrücken, so lange ich sie zur freundlichen Gefährtin auf dem Pfade des Lebens habe? — — Doch, mein Bruder, ich erinnere noch einmal, daß du deine Stelle ja niederlegst. Erbitte dir von deinem gütigen Fürsten die Gnade, in eine andere, wenn gleich mit geringeren Vortheilen, übersetzt zu werden. Wenn auch Niemand, der davon Gebrauch machen würde, um dein Vergehen weiß, so kannst du jenen Posten nicht mehr verwalten, an dem du deine Pflichten verletzt, und jene Casse nicht mehr mit freien Augen anblicken, an der du dich selbst vergessen. Du bist dieses dir und deinem Gewissen schuldig; deine und unsere Lebensruhe ist damit verknüpft.““

Romuald versprach, seinen Wunsch schon mit dem nächsten Tag zu erfüllen. Er gelobte sich und seinen Freunden, von nun an ein anderer Mensch zu werden, sich mit dem lieben Gott zu befreunden und Recht zu thun, so lange er lebe. „„Dann sei dem Himmel gedankt,““ sprach Heinrich, „„daß er über dich diese schwere Prüfung verhängt! Du gehst so durch deine Leiden rein hervor, und das Glück des Lebens, welches dich bis jetzt feindlich geflohen, wird in dein Haus einkehren und deine Wege geleiten. — Jetzt setze dich an den Tisch und theile unser Abendbrot, Bruder! Rosalie, komm' in unsere Mitte. Nimm dieses Glas, Romuald; ich stoße an auf das Glück meines lieben Weibes. Sie lebe lange, lange — für mich und mein Kind! — diesen Becher dir, mein Romuald, und deinem künftigen Glück!““

Romuald vergaß alle Leiden, welche er sich selbst

bereitet hatte. Noch nie war er in seinem Leben so froh gewesen; aber er hatte auch noch nie um so einfache und biedere Menschen geweilt. „Ich Thor!“ dachte er bei sich, indem er die Liebe dieser beiden Gatten, ihre Genügsamkeit, ihren ungestörten Frohsinn betrachtete, „wo habe ich das Glück gesucht? Habe ich in allen jenen glänzenden Cirkeln, in die mich Langeweile und oft noch lästigerer Zwang trieb, solch eine Ruhe und solche Freuden getroffen? Ja, ich hege nun eine ganz andere Ansicht über das menschliche Glück, welches in allen Lebenslagen, in den höheren wie in den niedrigsten, uns freundlich umgeben kann, wenn es nur in unserer inneren Gesinnung eine Freistätte findet.“

„„Bald hätte ich vergessen,““ sprach Heinrich, als das Abendessen aufgehoben war und sie ihren künftigen Lebensplan mit ungestörter Ruhe entworfen, dabei sich gegenseitig ewige Liebe und Treue zugesagt hatten; — „„bald hätte ich vergessen — Rosalie gib doch meinen Oberrock her! in der Tasche wirst du mehre Papiere finden — weise einmal her — nun da ist es ja! — Ich habe nämlich, als ich heute meinem Wechsler das gerichtliche Instrument über die Schuld unterfertigte, die Ziehungslisten der Staatslotterie dort gesehen, und mir dieselben erbeten. Du hast wahrscheinlich nichts gewonnen, so viele Nummern hier auch gezogen sind. Aber der Augenblick der Erwartung spannt die Menschen immer auf eine unangenehme Weise, und ich sehe es gern, wenn man dergleichen los ist, weil sich Manche ein-

fallen lassen, auf solche Dinge Luftschlösser zu bauen. Laß' uns dein Los einmal sehen.““ —

Rosalie ging ruhig nach ihrem Schranke. „„Ei!““ sagte Heinrich, „„wem der Haupttreffer zu Theil wird, der kann eine ganz lustige Miene machen. Hundert tausend Thaler! auf die Zahl 1205 ist er gefallen. Nun, der Himmel segne es dem, der ihn erhält!““

„Ja,“ sprach Romuald etwas verdrießlich, „wenn dieses Glück auch immer Einem, der solchen Gewinnes bedürfte, oder ihn verdiente, zu Theil werden wollte! aber hat man je gehört, daß Andere, als schon grundreiche Leute, für welche solche Summen eine Kleinigkeit sind, und welche oft noch dazu Wucher und schmählichen Geldhandel treiben, diese Gewinnste an sich ziehen!“ — „„Nun, mein Romuald! wir wollen sie darum nicht beneiden; so mögen sie's denn!““ sprach Heinrich, ihn wieder begütigend.

Mittlerweile hatte Rosalie ihr Papier in die Hand genommen. „Guter Gott!“ rief sie aus, „was für eine Nummer hast du genannt?“ Sie ward blaß; denn sie hatte dieselbe schon, mit großen Zahlen gedruckt, in der Liste gelesen. „„Rosalie, was ficht dich an? — Laß' sehen! — — Beim Himmel! — Ein Tausend, zwei Hundert und Fünf! — Aber täuschen wir uns nicht? — Romuald! mir schwinden die Augen, — blicke her — hier der Einser, der Zweier, die Nulle, der Fünfer. — Es ist Wahrheit: Der erste Treffer, Rosalie, ist dein!““

Rosalie war in die Knie gesunken. Sie hatte ihr Haupt auf den Tisch gestützt, und die Wonne, die Sie erfüllte, war über allen Ausdruck erhaben. —

Heinrich faßte sich zuerst: Sieh, Romuald, ob Alles Zufall ist, was unter den Sternen geschieht. Ich sehe darin den Finger der Gottheit, welche den Sterblichen nimmt und gibt, um ihre Herzen zu prüfen. — Weil wir denn nun mehr Geld besitzen, als wir je zu hoffen berechtiget waren, so möge uns der Himmel ja den größten Reichthum nicht nehmen: einen heiteren Sinn, Liebe für Gott und die Menschen. Ich wünsche mir nichts, als daß wir mit diesem Gelde eben so zufrieden und vergnügt leben, als wir ohne dasselbe gelebt haben. Doch an uns — nicht wahr, Rosalie? soll es nicht fehlen; und dann ist irdisches Gut wahrlich auch eine bedeutende Stufe zum Glücke!""

Rosalie weinte vor Freuden, und Heinrich nahm es nicht übel; denn er wußte, daß sein und ihres Kindes Glück die Quelle dieser Freudenthränen gewesen.

Romuald blieb bei dieser Scene nicht gefühllos. Sein an sich gutes Herz bewies sich bei dem Antheile, den er an ihrem Glücke nahm. Er freute sich darüber inniger noch, als sein Bruder und rief: ""der guten That wird Gottes Segen!""

Heinrich und Rosalie blieben in ihren verbesserten häuslichen Umständen den alten Gesinnungen treu. Romuald aber schloß sich fest an sie an, ward ein nützlicher und glücklicher Bürger des Staates, und kein Lebenssturm störte von nun an dieser drei Liebenden Glück.

Bist du klug, gewandt, bescheiden, Kannst dir manchen Stoß vermeiden.

Theobald, ein junger Mann, den manche seltene Eigenschaft auszeichnete, litt an jenem Fehler unserer Zeit, an welchem so viele Jünglinge kränkeln, — einer unleidlichen Anmaßung und kaum erträglichen Hoffart. Nichts war so erhaben und ausgezeichnet, über das er sich, im Uebergefühl seiner Jugendkraft und im gesteigerten Bewußtsein seiner Talente, nicht weit hinaus gesetzt hätte. Er sprach streng und entscheidend ab, und fiel über Jeden, der es wagte, anderer Meinung zu sein, gleich einem ritterlichen Unholde, kampfbereit her. — Die natürliche Folge hiervon war, daß er errungene Auszeichnungen, Rang und Verdienst, kaum etwas schonte, und von Männern, die hoch über ihn standen, in so leichtem und herabgestimmtem Tone sprach, als hätten sie sich längst um seine Gunst und Freundschaft beworben.

So begegnete er einst auch dem alten Sigismund, bei welchem er vor mehren Jahren Unterricht genossen; die Freude des ergrauten Meisters, einen seiner Zöglinge wieder zu sehen, wurde durch das unüberlegte Benehmen desselben ziemlich herun-

tergestimmt. Der, wenige Tage erst der Schule entlaufene, zwei und zwanzigjährige Weise hätte den Rang eines Ministers im Staate bekleiden dürfen, so hoch blickte er auf den einfachen, im mühevollen Beruf ergrauten Lehrer herab. Als nun Dieser nach Theobald's künftiger Bestimmung forschte, fand der Hochmüthige eine erwünschte Bahn für seine absprechenden Urtheile offen. Er ging zuerst die gebildeten Stände kritisch durch, fand fast jeden unter seinen Kenntnissen und seiner Denkweise; bekannte endlich, daß er zwar noch keine Art öffentlicher Bedienstung angenommen habe, daß man auf ihn aber täglich mit Anträgen lossstürme, und, wie es nur von ihm selbst abhänge, diesem Rathsmitgliede und jenem Präsidenten durch die Zustimmung auf ihre Werbungen die angenehmste Ueberraschung zu machen.

Nach solchen Aeußerungen, bei welchen man ihm das Vergnügen, sich selbst reden zu hören, leicht ansehen konnte, brach er über den Lehrmeister los. „Wie kommt es, Herr Sigismund," sprach er mit der Miene eines Beschützers, „daß Sie, bei so mannigfaltigen Kenntnissen, es nicht weiter gebracht haben, als, ein pensionirter Hauslehrer, weit unter der Sphäre, auf die Sie Ansprüche hätten, ein beschränktes und einflußloses Leben zu führen?"

Auf diese unzart gestellte Frage versetzte der alte Freund, der nun erst zum Worte kommen konnte, wie es schien, absichtslos und unbefangen: „»Ich zweifle nicht, lieber Theobald, daß Sie die Meinung, jeder Jüngling sei der Selbstgründer seiner künftigen

Lage im Leben, theilen werden. Ob ich gleich in dem mäßigen Loſe, in welchem ich mich befinde, mich glücklich fühle, ſo muß ich doch immer geſtehen, daß es nur an mir gelegen geweſen, in eine höhere Sphäre überzutreten; noch mehr, ich bekenne, daß es Stunden gibt, in welchen ich es bereue, die Gelegenheit, die ſich mir geboten, meiner Thorheit geopfert und mein Glück in jugendlicher Unbeſonnenheit mit Füßen getreten zu haben. Eine einzige Minute meines Lebens hat mich ſtrenge verurtheilt, eine Beſtimmung zu wählen, in welcher, außer mir, kaum aus Tauſenden Einer ſich nicht arm und mißvergnügt fühlen würde.““

Theobald ſah den treuherzigen Meiſter mit weit geöffneten Augen an, und ſeine neugierige Miene bat verſtändlicher, als es ein Wortſchwall gethan haben würde, um Aufklärung des unbegreiflichen Räthſels.

„„Ich war ein feuriger, durch manche wiſſenſchaftlichen Erfolge emporgehobener Jüngling,““ fuhr Sigismund fort; „„meine nicht unangenehme Geſtalt, ein gewiſſer Tact im Umgang und mannigfache Talente gewannen mir ſchnell die Herzen. Oft ſchlug mit ſchmeichelndem Tone die Weiſſagung an meine Ohren: „Der bringt es noch hoch im Leben!“ Kein Wunder, daß mich dieß Alles berückte. Es iſt auch fürwahr nichts leichter, als in jungen Leuten Eitelkeit und Stolz zu erregen. Ich gefiel mir, mich vor Andern wichtig zu machen; ſah mich überaus gern beneidet, und hegte Träume von

der Zukunft, die meinen Ehrgeiz bis zum Schwindel erhoben.«"

»»Wirklich schien sich die mir gestellte Weissagung bald zu erfüllen. Der Studiendirector, welcher zugleich Rath und Günstling unsers Fürsten war, hatte seine Aufmerksamkeit auf mich gewendet, mich endlich sogar lieb gewonnen. Ich war gewandt genug, ihm gegenüber, weder etwas von meiner Anmaßung noch von jenen Träumereien merken zu lassen, mit welchen ich Solche, über deren Einsicht ich mich erhaben wähnte, zum Kitzel meiner Eitelkeit zu quälen verstand. So kam es, daß der einflußreiche Gönner für meine Zukunft besorgt war und mir Beistand in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens verhieß.«"

»»Ich hatte aber kaum meine Studien geendet, so rief er mich, nachdem er die sämmtlichen Mitcollegen entlassen hatte, und sprach also: »Für Sie, Sigismund, will ich, in Anerkennung Ihres Eifers für die Wissenschaften, väterlich sorgen. Unser gnädigster Fürst hat mir die Empfehlung eines verläßlichen jungen Mannes zur Secretärsstelle bei Höchstseiner Person aufgetragen, da jener Beamte, welcher diesen Posten bis jetzt versehen, in den Rath übergetreten ist. Diese Stelle ist nicht nur an sich einträglich und einflußreich, sondern öffnet auch die Bahn zu den ehrenvollsten Bedienstungen im Lande. — Sie setzt einen ernsten, bescheidenen Charakter, Mäßigung und Ruhe voraus. Seine Durchlaucht wählen nur aus dem Grunde einen jungen Mann für diesen Po-

sten, weil Sie erwarten, daß er, fügsamer als das Alter, ganz in Ihre väterlichen Ansichten eindringen und jene zarte menschenfreundliche Haltung sich leicht aneignen werde, die in jugendlichen Herzen, welche noch nicht der Frost rauher Erfahrung erkältet, leichter zu gründen ist. Ich halte Sie für bescheiden, für weise genug, um meinem Vorschlage Ehre und der menschenfreundlichen Erwartung des Fürsten Erfolg versprechen zu dürfen. Genug, Sigismund, ich werde Sie morgen Seiner Durchlaucht vorstellen."

»»Ich weiß nicht, ob ich über die Güte meines Gönners tiefer gerührt, oder von den herrlichen Aussichten, die sich mir öffneten, höher erhoben war. Es gefiel dem Rector, mir einen öffentlichen Ort zu bestimmen, an dem er mich am nächsten Tage zur sichern Stunde zu treffen und in den fürstlichen Palast zu führen gedachte. Ich stieg nun in meinem Gedanken immer höher in der geöffneten Laufbahn. In einer Stunde nach dem Gespräche mit meinem Gönner dünkte ich mich schon geheimer Rath; Abends saß ich als Präsident im großen Collegio; und in der schlaflosen Nacht gab ich als erster Minister mit stolzer Haltung an zahllos herbeigeströmte, tief gebückte Clienten Audienz.««

»»Mit ausschweifenden Hoffnungen erfüllt, vom kindischen Uebermuth beseelt, Alles erwartend und an Nichts verzweifelnd, — wie das jungen Leuten, welche die Welt nicht kennen gelernt und keine bittern Erfahrungen gemacht haben, so ganz eigen ist,

trat ich, etwas vor der bestimmten Stunde am nächsten Tage in dem angezeigten öffentlichen Orte ein.«"

»»Zu meinem Unglücke waren nebst vielen Fremden zwei Jünglinge gegenwärtig, die mit mir die Studien vollendet und manchmal meinen Ehrgeiz beleidigt hatten. — Ein Pfau entfaltet am wonnereichen Frühlingsmorgen nicht mit mehr Selbstgefallen seine prächtige Zierde, als ich mit vornehm gnädiger Miene, dummstolz und von kleinlicher Leidenschaftlichkeit geblendet, die Staunenden von meinem Glücke unterrichtete. »Ich bin geheimer Secretär des Herzogs," sagte ich, mich bäuerisch blähend; »der Studiendirector hat den Befehl, mich dem Fürsten vorzustellen. Haben Sie etwas bei Hofe zu suchen, vor Allen an mich gewandt!" Nun warf ich einen finstern Blick nach der Thür und rief so, daß es Alle hören konnten: »»Wo doch der Rector bleiben mag? die verabredete Stunde ist längst verflossen; das kann ihm Nachtheil bringen. Unpünctlichkeit liebe ich nicht!««

»»In demselben Augenblicke als ich so thöricht und unziemlich sprach, sehe ich um mich, — welch ein Schrecken! Ich hatte den Rector nah' an meiner Seite in meiner Verblendung nicht gewahrt. Er steht, gleich erstaunt, wie erzürnt, nun vor mir, das feste Auge durchbohrend auf mich gewandt. Das Blut steigt mir in den Kopf; meine Augen schwindeln. Ich fühle das Unziemliche, Undankbare, Lächerliche meines Betragens; — ich

hätte vor Scham und Aerger todt in die Erde sinken mögen.""

„„Nur dunkel tönte dann zu meinen Ohren des, für immer verlornen Gönners ernste und strafende Rede: „Unbesonnener junger Mensch! Wie könnte es mir einfallen, das Wort für einen Thoren zu führen, dem Bescheidenheit und Einsicht in einem solchen Maße gebrechen und dessen lächerliche Anmaßung zu den gefährlichsten Mißgriffen führen könnte. Lernen Sie sich vorerst selbst kennen; es gibt Tausende, die Ihnen nicht nur an wissenschaftlicher Bildung gleich kommen, sondern Sie an natürlichem Verstande, wie an Güte des Herzens weit übertreffen."

„„Ich weiß nicht, wie ich aus dem unglückseligen Orte gekommen. Ob ich gleich nur aus Unbesonnenheit gefehlt, so war diese Verirrung doch von nachtheiligen Folgen begleitet. Ich hatte Niemand mehr, der mich in Schutz nehmen wollte; auch blieb ich für lange Zeit abgeschreckt, einen energischen Versuch zur Begründung meiner Zukunft zu wagen. Scheint es doch so wahr, daß jedem Menschen die Gelegenheit zu seinem Glücke nur einmal entgegen komme, und daß sie nie wieder erscheine, wenn sie unbenützt vorübergeflogen!

Betrachten Sie dieses, junger Freund! als die Veranlassung zu meiner Lebensweise und entnehmen Sie aus diesem, Ihrer Frage entgegneten Geständnisse, daß Eitelkeit, Hoffart und Anmaßung für junge Leute die gefährlichsten

Klippen bei begonnener Schifffahrt ins Lebensmeer sind.““

Theobald, dem es weder an einem sicheren Tacte, noch an einem empfänglichen Gemüthe fehlte, hatte bei dem Geständnisse seines guten Meisters öfter die Gesichtsfarbe gewechselt. Als dieser geendet, schlug der bewegte Jüngling die Augen nieder und schwieg. Sigismund aber fragte wieder und, wie es schien, ohne weitere Beziehung: „„Und wie werden Sie, lieber Theobald! in diesem nicht ganz günstigen Zeitpuncte für Ihre Zukunft sorgen?““ Da entgegnete Theobald, von Schamröthe übergossen, und ganz einig mit sich, daß man den erkannten Fehler durch Bekenntniß desselben halb bessere: „Ich werde ansuchen, was ich für meine Kräfte geeignet glaube; und gewiß, lieber Meister! Niemand soll mehr über meine Unbescheidenheit Klage führen; denn dieses Ihr, mit Selbstverläugnung gemachtes Geständniß, das mir, wie ein Spiegel, die Thorheit meines Benehmens wies, soll seine Frucht bringen!“

Der Hölle erste Gabe ist der Geiz.

Entwerf' in sprechender Aehnlichkeit
Ihr Bild — es trügt sie die Eitelkeit.
Umsonst der Wahrheit blendendes Licht;
Der Thor spricht lächelnd: „Es gleicht mir nicht!"

*

Jedermann in der Stadt kannte den reichen Schildau; aber jeder war auch froh, mit ihm in keine Berührung zu kommen; und jene, welche die Verhältnisse des Lebens dazu drangen, baten Gott, daß er sie von dieser Last wieder befreie. Wer einen oberflächlichen Blick auf Herrn Schildau und seine Lebensart warf, dem schien dieß unbegreiflich. Er war im Umgange so fein und gewandt, versprach gern viel, schien jeden Schritt, der für ihn gemacht werden sollte, mit beinahe fürstlicher Freigebigkeit belohnen zu wollen; — und wenn man einen Blick auf sein Hauswesen warf, welch ein äußerer Glanz! die Wände mit Spiegelgläsern bedeckt, reich mit Gold besetzte Tapeten, weniger Geschmack als üppigen Reichthum verkündend, seine Equipage die glänzendste in der Stadt, und die prunkende Livree seiner Diener, von goldenen Tressen strotzend!

Das war für das Auge recht gut. — Aber daran lag es ja eben; für das Herz konnte man in und um den ganzen reichen Mann auch das Geringste nicht finden.

Herr Schildau lebte von Renten und verwandte seinen Reichthum dazu, mit Staatspapieren einen Handel zu treiben. In dem Besitze einer halben Million, trug er an den Staat eine höchst unbedeutende Steuer ab, welche von der Abgabe manches braven Landmannes, der nur einige Hufen Erde, aber mehr Vaterlandsliebe und Redlichkeit besaß, übertroffen wurde. Seine Dienerschaft, die in treffenreichen Livreen prunkte und seinen glorreichen Namenszug, mit einer Krone geziert, auf jedem Knopfe führte, hatte kaum so viel, um sich im Tage vollkommen satt zu essen, und wurde überdieß mit einer empörenden Härte behandelt, während der Schooßhund der gnädigen Frau die besten Bissen von der schwelgerischen Tafel erhielt. Selbst der Hofmeister, welchen Herr Schildau für seinen einzigen Sohn Simon angenommen hatte, war nicht besser, als ein Domestique behandelt. Er hatte bei seiner Aufnahme goldene Berge verheißen erhalten, aber durch die ganze Zeit seiner mühevollen Pflichterfüllung nur Kummer und unverdiente Kränkung errungen. „Mein Sohn soll die erste und höchste aller Wissenschaften, reich zu werden und Geld zu ersparen, aus dem Grunde lernen," so sprach Herr Schildau. „Ich hab ihm gut vorgearbeitet, und an mir soll's nicht fehlen, ihn auf solche Art glücklich zu machen. Das Uebrige ist leeres Zeug,

und wird nur ehrenhalber leicht mitgenommen; denn für Geld kann man Alles haben."

Auf diesen Wegen und mit solchen Gesinnungen hatte zwar Schildau den Ruf eines reichen Mannes, aber keineswegs die Achtung guter Menschen gewonnen. So gern er auch mit seinen Glücksgütern prahlte, um Aufsehen zu erregen und Hochachtung abzunöthigen, so wollte ihm doch das Letzte niemals gelingen. Schildau theilte mit allen habsüchtigen Creaturen jenen lächerlichen und dummstolzen Ehrgeiz nach einer gewissen Größe und allgemeinen Bewunderung, dem freilich mit blutendem Herzen so manches vergebliche Opfer gebracht wird, für welches sie nur den Neid der Thoren und das mitleidige Lächeln der Klugen ernten. Tiefe Verachtung war der Gewinn des schamlosen, geldgierigen Mannes. Niemand, als solche Menschen, welche ihre zerstörten häuslichen Verhältnisse dazu nöthigten, sich selbst zu verläugnen, um mit Aufopferung ihrer letzten Hoffnung und ihrer Ehre auf kurze Zeit, für verderbliche Zinsen, Geld geborgt zu erhalten, suchten seinen Umgang. Der ordentliche Hauswirth, der redliche Bürger, der verdienstvolle Staatsmann floh einen Unwürdigen, der vor Nichts Achtung hatte, als vor seinen elenden Götzen, dessen niedrigster Sclave er war. „Was haben wir von dem Gelde des Thoren?" sprach mancher vernünftige, mit seinen geringen Einkünften glücklich lebende Hausvater; „Meint er, deßhalb Ansprüche auf unsere Achtung, oder gar auf eifrige

Dienstleistungen machen zu dürfen? O wir wissen, wie es mit den Verheißungen so manches Harpagon steht. Lieber will ich mich an den einfachsten und nur mäßig vermöglichen Bürger verdingen, als fruchtlose Opfer einem Menschen bringen, dessen Herz in einer eisernen Kiste steckt.»

So glänzend und heiter die Lebensweise des Herrn Schildau von außen, so finster und traurig war sie von innen. Schildau war fortan von Leidenschaften und Besorgnissen heimgesucht. Sein häusliches Glück, das auf so losem Grund gebaut war, war längst zerfallen. Wohin er blickte, fand er auch nicht Einen Anreiz zur Freude. Und so versöhnte der geldsüchtige Mann den gefühlvollen Menschenkenner einiger Maßen wieder dadurch mit sich, indem er seine Habsucht auf die qualvolleste Weise büßte. Schildau selbst rief einst, mehr als je von Qualen so mancher Art beunruhigt, mit dem unläugbarsten Ton erschütternder Wahrheit aus: Sechzig Jahre bin ich nun alt und, so wahr ich lebe, seit fünfzig Jahren habe ich nicht eine glückliche Minute im Leben genossen!»

Ja, meine Freunde! es bewährt sich schon auf der Erde die allwaltende strenge Gerechtigkeit Gottes, welche die Tugend belohnt und das Laster fortdauernd züchtigt! Nur der Kurzsichtige, an dem Aeußerlichen Hangende gewahrt sie so selten; derjenige aber, welcher tiefer in das Innere der Menschen

sieht, gewahrt es mit großen warnenden Zügen gezeichnet: daß nur der Gute in jeder Lage des Lebens, in der Armuth wie in dem Ueberflusse, in der Niedrigkeit wie in der Höhe, reines Glück und ungetrübte Freuden genießt, während der Arm des Höchstgerechten den Ruchlosen schon auf der That ereilt und ihn fortwährend mit den qualbringenden Folgen seiner Vergehungen geißelt.

Schildau büßte aber nicht bloß mit inneren Qualen. Eine an dem Lebensmark nagende Krankheit brachte ihm auch unerträgliche äußere Schmerzen. Während langer Zeit hatte er kein Auge geschlossen, keine Nahrung genommen; oft glich sein Schmerzensschrei mehr dem Brüllen eines geängstigten Thieres, als dem Aechzen eines leidenden Menschen. Kein wahrer Freund kam an sein Bett, ihn mit theilnehmendem Wesen zu trösten; und zu dem Allen noch so wenig Vertrauen des Heimgesuchten an den lieben Gott, welches doch alle irdischen Leiden mildert, sie oft sogar noch zum erhebenden Troste gestaltet — man denke die Lage des Sterbenden! Nur wie ein Verzweifelnder sah er den Tod sich nahen, sah mit Beben der Stunde des Scheidens entgegen. Schrecklich, schrecklich war dieser Augenblick! Die starren Augen, die fahlen Wangen, mit großen kalten Schweißtropfen besät, die krampfhaft geballten Hände, die letzte zuckende Anstrengung jedes Nerven — — ach! nichts ist fürchterlicher, als den mit der Menschheit und mit Gott Zerfallenen sterben zu sehen! — An

seinem Sarge weinte Niemand. Seine Gattin suchte nach ihrem Heirathsbriefe, um gewisse Ansprüche auf des Verstorbenen Nachlaß geltend zu machen; und Simon war kurz vorher nach einer etwas entfernten Studienanstalt gereiset.

Schildau's Leichenbegängniß aber war mit Pomp ausgerüstet. Seine Diener folgten alle in schwarzen Kleidern. Ein Haufen Neugieriger strömte herbei — jedoch man gewahrte nicht Eine traurige Miene darunter. Die schwarzen Leute griffen mit Gierde nach den großen Wachskerzen, welche den Begleitern des Zuges ausgetheilt wurden, und löschten schlau ihre Flamme aus, weil sie die Leichenkerze nach Hause nehmen durften.

Und da geschah es, daß gerade zu derselben Stunde Lebrecht, der arme alte Leinweber, eingesegnet und zu Grabe getragen wurde. Es folgten ihm wenige Leute; aber diese waren: ein treues Weib, drei versorgte, brave Söhne, und ein Paar treuer Freunde. Laut schluchzten die guten Menschen. Und wer da vorüber ging und den einfachen Leichenzug sah, hinter dem keine Fackeln flimmerten, aber Thränen flossen, und fragte: „Wen begrabt Ihr hier, gute Leute?" dem ward im wehmuthsvollen Tone geantwortet: „Ach! einen braven Mann, einen würdigen Bürger, den Meister Lebrecht, unsern Vater und Freund!"

Und so ruhen der geldreiche Schildau und der arme Lebrecht auf demselben Gottesacker. Auf Schildau's Grabe steht ein kolossaler Denkstein; aber Nie-

mand kommt, um den Verstorbenen zu weinen oder für ihn zu beten. Auf Lebrecht's Hügel wankt ein hölzernes Kreuz; aber auch ohne dieses Merkmal finden es seine Hinterlassenen oft im Jahre und knien oder beten an demselben für des Verklärten Heil und um seinen Segen. Sie bekränzen das Grab mit Blumen — — — Gott, lass' mich einst, wie den Meister Lebrecht sterben!

*

Simon, Schildau's einziger Sohn und Erbe, hatte indessen von seines Vaters Tode Nachricht erhalten. Er zählte erst zwanzig Jahre. Deßhalb ward ihm unter der Vormundschaft der Mutter ein Curator über das ihm heimgefallene Vermögen gesetzt. Es ist auch ein gewöhnliches Unglück für reiche Leute, daß sie selten Kinder dem Herzen nach haben; denn größtentheils besitzen diese von dem kindlichen Verhältnisse kaum mehr als den Namen. Den Vater ziehen seine verwickelten Geschäfte, die Mutter die große Welt von den Ihrigen zu viel und zu lange ab, und so werden sie es allzubald gewohnt, gleichgiltig und kalt gegen ihre Aeltern zu sein. Also war auch Simon's Schmerz um den verlornen Vater sehr mäßig, und er wurde bald nicht wenig vergnügt, als ihn die Mutter von dem bedeutenden Stand des Vermögens, das ihm nun zugefallen war, Einiges wissen ließ.

Simon's Mutter war in Hinsicht des Haushaltes ganz das Gegentheil zu ihrem verstorbenen Gatten. So habsüchtig und geizig als dieser gewesen war,

so verschwenderisch und sorglos in der Verwendung des Geldes verfuhr jene. Nur die tyrannische Härte, mit welcher sie Schildau bei allen Ausgaben controllirte, legte ihrem Leichtsinne Zügel an. Jetzt aber, da sie von solch einem drückenden Joche befreit war, bildete ihr Haus bald eines der üppigsten in der Stadt. Eine Schaar von leichtsinnigen, betriegerischen Menschen umschwärmte dasselbe, wie die Raubbienen sich um den, ihrer Habsucht Preis gegebenen Bienenstock drängen.

Doch das ihr zugefallene Vermögen war allzu klein, um für ein verschwenderisches Weib länger als zwei Jahre dauern zu können. Ohne darüber erst nachgedacht zu haben, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß ihre Erbschaft dahin, ja, daß sie sogar mit einer ziemlichen Summe Schulden belastet sei. Der Vermögenscurator ihres Sohnes war ein schlichter redlicher Mann. Er wich von seiner Pflicht auch nicht um einen Schritt ab, sondern wies die Zumuthung der Madame Schildau, einen Theil von Simon's Erbe herauszuzahlen, mit allem Ernste zurück.

Die gedrängte Frau hatte sich bis jetzt um ihren Sohn wenig bekümmert. Während sie flott und verschwenderisch lebte, war er in dem Convicte einer benachbarten Stadt unter dem Vorwande, als könnte er hier den Studien ruhiger obliegen, von allen Mittheilungen ihrer Lebensweise und Lage entfernt geblieben. Simon war nun schon in das zwei und zwanzigste Jahr getreten. Er mußte sie retten. Madame Schildau trat als Vormünderin vor das Ge-

richt, suchte die Volljährigkeit ihres Sohnes nach und erhielt sie. So war nun Simon unumschränkter Herr des geerbten Vermögens. Die Mutter setzte sich sogleich in einen Wagen, eilte an seinen Aufenthaltsort und brachte ihm selbst die Kunde seines Glückes. Simon nahm diese Nachricht mit gieriger Freude auf. Er trat in Begleitung seiner Mutter die Rückreise an, um von dem Vermögenscurator die Einantwortung seines Erbes ohne Zeitverlust in Anspruch zu nehmen.

Aber wie sehr erschrak die Mutter, als sich Simon schon auf dem Wege sorgfältig nach den Kosten, welche diese Reise verursachte, erkundigte und gleich mit der Aeußerung vorrückte, daß dieses doch Alles auf eine viel billigere Weise hätte veranstaltet werden sollen. In den Gasthöfen waren ihn die Anordnungen der Mutter zu hoch gespannt; die Forderungen der Wirthe in das Unendliche getrieben. Es setzte bei jedem Mittagsmal und Nachtlager regelmäßige Prozesse ab; er zwackte mit unbeschreiblicher Knickerei von jeder Rechnung zum Mindesten ein Drittel weg und hielt um die Ausgabe eines Kreuzers besorgnißvolle Betrachtungen mit sich selbst, die stundenlang währten. Dieß kam der Mutter höchst unerwartet, und mit wahrem Schrecken überzeugte sie sich, daß der Sohn den Vater, seiner Jugend ungeachtet, im Geldgeize noch weit übertraf. Sie zitterte vor dem Augenblicke, an dem sie ihn mit ihrer Lage vertraut machen sollte; und doch lag nur Hilfe und Rettung allein bei ihm!

Kaum waren sie in der Stadt und in ihrer Wohnung angelangt, so eilte Simon bestaubt und ermüdet, wie er war, noch zu dem Curator, forderte Rechnung und Erbe. Da diesem die gerichtliche Einwilligung in die Volljährigkeitserklärung des jungen Schildau schon zugestellt worden war, so hatte er, ein sehr ordentlicher Geschäftsmann, dessen Vermögen, das beinahe ganz in Staatspapieren bestand, schon zur Uebergabe bereit gehalten. Nach einer langen Rechnungsablegung, bei welcher Simon seinem wahren Wohlthäter mit beispielloser Zweifelsucht und Habgier viele Schrauben ansetzte, packte er seinen Reichthum zusammen. Der Vormund redete ihm zu, dieses Alles durch seinen Cassediener sich nachtragen zu lassen. Aber bei dem entsetzlichen Gedanken an ein Geschenk, welches dieser allenfalls fordern dürfte, sammelten sich große Wassertropfen auf seiner Stirne. Seine Finger umklammerten krampfhaft den Pack, und es schien, als hätten sie sich um die Hälfte verlängert; seine Augen fielen beinahe auf die geliebte Bürde herab, aus den Augenhöhlen sich hervordrängend, stets starr auf diese gerichtet, damit ja nicht ein Groschen an Werth zurückbleibe. Dann aber eilte er nach Hause; warf das Ganze in eine schwere eiserne Kiste, mit einem ungeheuren Schlosse bewaffnet, und drehte den Schlüssel, daß alle Fugen der centnerschweren Casse erknarrten. Nun aber setzte er sich auf diesen seinen Lebensschatz und verlangte, daß ein Bett in das Gemach gestellt werden möge.

*

Simon's Mutter war durch diese Vorgänge im hohen Grade beunruhigt. Sie hatte nichts weniger, als Habsucht und Geiz, bei ihrem Sohne zu finden gehofft. Den ganzen Abend und eine unruhige Nacht brachte sie im düsteren Nachdenken zu. Sie mochte aber ihre Lage von was immer für einer Seite betrachten, so blieb doch die dringende Nothwendigkeit, ihren Sohn um die Abtretung eines Theiles seiner Erbschaft anzusprechen, fest vor ihren Augen.

Als der Tag angebrochen war, faßte sie Muth. Sie hatte erfahren, daß Simon schon aufgestanden sei. Seine Thür war verriegelt. Lange währte es, bis diese ihrem Pochen geöffnet ward. Der erste Anblick überführte sie, daß ihr Sohn eben mit dem Durchzählen seines Reichthums beschäftigt gewesen sei. Nach den ersten Fragen, die er zerstreut beantwortete, sprach sie zu ihm:

Madame Schildau. Du hast, mein Sohn, die Rechnungen des Curators alle in Ordnung gefunden?

Simon. Ach! ich mußte es wohl! Zwar ist mein Erbe so gering —

Madame Schildau. Wie? Dreimalhunderttausend Gulden in sicheren Papieren, und hundert Tausend im Baaren —

Simon (stürzt, von Angst ergriffen, auf sie hin, und hält ihr den Mund zu). Wo denken Sie hin! die Lasten, welche darauf ruhen; dringende Steuern

in Menge — Gott weiß, welche Schläge des Schicksals meiner noch harren!

Madame Schildau. Beruhige dich, lieber Sohn! Sei fern von der Thorheit, deinem Vater nachzuahmen und durch entehrenden Geiz dich selbst um die Freude deines Lebens zu bringen; mache vielmehr von deinem Gelde einen besseren Gebrauch, beglücke dich, beglücke auch mich, deine Mutter!

Simon (ängstlich). Das will ich wohl gern; wenn es nur nicht viel kostet. Ich sage noch einmal, ich kann's nicht erschwingen — Unglück lauert in allen Winkeln, und die Zeiten waren noch niemals so drückend!

Madame Schildau. Ich seh', es bedarf Ernst, dich von einer Krankheit zu heilen, die dich um das Glück des Lebens, — ja um das Leben selbst bringen könnte. Werde froh deines Besitzes! Verwende für dich jährlich so viel, um, deinem Reichthume gemäß, anständig, dem gemeinen Besten nützlich und deßhalb geachtet zu leben. Es bleiben bei deinen Mitteln noch genug Erträgnisse, die wieder zum Capital geschlagen werden können, übrig. — Ich, deine Mutter, bitte dich, mein Sohn, diese Forderungen, die ich dir hiermit vorlege, heute noch zu berichtigen. Sie werden nur einen unbedeutenden Theil deines Vermögens in Anspruch nehmen, und ich weiß, daß du gern mehr thun würdest, um meine Ruhe zu sichern.

Simon (sehr erschrocken). Wie? Forderungen! Gerechter Himmel! Sie haben also —?

Madame Schildau. Schulden — so ist es. Jetzt seh' ich leider ein, daß ich in meiner leichtsinnigen Verschwendung fast eben so thöricht gehandelt habe, als du es in dem niedrigsten Geize thun würdest. Ohne dich wäre ich nun der geringsten Bettlerin gleich. Daß ich dieses gestehe, mag dir zeigen, wie tief ich heruntergekommen bin; aber zugleich auch dafür bürgen, daß ich vor ähnlichen Verirrungen für die Zukunft mich ängstlich verwahren werde, wenn nur du Theilnahme und Liebe für deine Mutter genug hast, mich nicht grausam von dir zu stoßen und mit unnatürlicher Härte vor fremden Thüren betteln zu lassen.

Sie hatte diese Worte mit vielem Nachdruck gesprochen; aber Simon hatte wenig mehr davon vernommen; seine ganze Seele lag in den Rechnungen, die ihm die Mutter übergeben hatte. Endlich legte er sie mit Heftigkeit auf den Tisch. „Wo dachten Sie hin?" sprach er, „wenn Sie erwarten konnten, daß ich je im Stande sein würde, eine von Ihnen gemachte, und so bedeutende Schuld anzuerkennen! Wenn Sie jene Summe, die Ihnen mein überaus freigebiger Vater ausgesetzt hatte, auf eine unbegreifliche Weise wirklich vergeudet haben, — so mögen Sie es denn wissen, daß ich für Sie durchaus nichts thun kann und nichts thun will. Ich kann alt werden und darf mich nicht der letzten Hoffnung berauben, die auf dem väterlichen Erbe ruht. Mein seliger Vater hat ohnedieß ein verschwenderisches Haus geführt und hierdurch mein Bischen Habe geschmä-

lert. — Wozu diese kostspielige Wohnung? wozu Wagen und Pferde? wozu eine Schaar fauler und gefräßiger Diener? Für mich reicht eine Stube in der Vorstadt hin; ich gehe, um meiner Gesundheit willen, viel lieber zu Fuße, und bedienen werd ich mich selbst wohl am besten. Von Heute an trage ich keine Last dieses Haushaltes mehr. Es ist die erste Pflicht jedes Menschen, auf sich selbst vor Allen zu denken. Daß ich Ihnen diese Erklärung machen muß, schmerzt mich — aber mein und Ihr Bestes zwingt mich dazu! Sie wissen es nun, daß Sie nie auf mich rechnen dürfen, weil es meine Lage nicht mehr gestattet, Opfer zu bringen, deren Druck schon von früherer Zeit auf meinem kleinen Besitzthume lastet!"

Madame Schildau hatte diese Worte mit Entsetzen gehört. Sie vermochte sich nicht zu fassen. Entrüstung und Verachtung bemächtigten sich ihrer. „Nichtswürdiger Geizhalz — du trägst den Namen eines Menschen; den Namen meines Sohnes? Ob ich gleich nun eine Bettlerin bin, so achte ich mich doch viel höher, dich für mein Kind zu erkennen!"

Nach diesen heftigen Worten verließ sie sein Zimmer, berief ihre Gläubiger, erklärte sich zahlungsunfähig und bereit, ihnen Alles zu überlassen, was sie an beweglichen Gütern besaß. Jedes Geräth, jedes Kleid, jedes Hemd wurde bis auf den letzten Bestandtheil ihres Bettes gepfändet. Die Gläubiger entsetzten sich über das Benehmen des Sohnes

der Schuldnerin, sie fanden es unglaublich, drangen selbst zu ihm, redeten an sein Herz, erinnerten ihn an seine kindliche Pflicht — entschlossen sich sogar, auf das Anrathen der Besseren aus Ihnen, das Viertel, die Hälfte ihrer Forderungen nachzusehen, wenn er nur den Rest, welcher doch kaum den zwanzigsten Theil seines Vermögens betrug, noch bezahlen wollte.

Mit einer Art thierischer Wuth, wie ein Tiger, dem man seine Jungen entreissen will, fuhr er sie an. Als sie sich dadurch nicht abschrecken ließen und mit ihren Vorstellungen muthig fortfuhren, — als Einer aus ihnen, selbst Vater, ihm das Erhabene der Erfüllung kindlicher Pflichten, den herzerhebenden Lohn, welcher damit verbunden ist, an die Seele band, ihn endlich mit Rührung erinnerte, wie der Segen des Vaters den Kindern Häuser baue; der Mutter Fluch aber sie niederreisse! — da schien er ergriffen; es flossen sogar Thränen aus seinen Augen. Alle Anwesenden frohlockten; sie hielten ihn für erweicht und zweifelten nicht, daß er ihre Wünsche und seine Pflicht erfüllen werde. Da ihm aber nun Einer seine Forderung zur Liquidirung vorlegte — wie erstarrten sie, ihn sagen zu hören: „Nicht so, mein Freund! Thränen habe ich zwar für das Los meiner Mutter, doch kein Geld für dieselbe. Sie sahen nun selbst, daß ich ein gutes Herz besitze; foltern Sie mich daher nicht länger! Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht einen Kreuzer bezahle!“ — Hiermit schob er seine er-

staunten Gäste im krampfhaften Zustande zur Thür hinaus.

Als sie mit Schaudern diesen unnatürlichen Sohn verließen, weckte sie ein Zank auf der Straße in der Nähe von Schildau's Hause aus ihrem düsteren Nachdenken. Die drei Söhne des verstorbenen Meisters Lebrecht waren zum ersten Mal untereinander uneins geworden. Man bemühte sich, Frieden zu stiften; und siehe da — der Streit entstand, weil Keiner von den Armen dem Rechte, die nunmehr erblindete und gänzlich mittellose Mutter bei sich zu behalten und mit seinem Schweiße zu ernähren, entsagen wollte! „Ich bin der Aelteste!" rief Einer, „mir gebührt dieses Recht." — „„Ich aber habe zehn Thaler zurückgelegt, die Keiner aus Euch besitzt; darum muß sie zu mir!"" — rief der Zweite. „Und ich," sprach der Dritte und Jüngste, „habe Sie immer am liebsten gehabt, wenn ich gleich noch der Aermste bin!" — „„Die Mutter haben wir so lieb, wie du!"" schrien die Andern. „Bei mir muß Sie bleiben! bei mir!" rief Jeder. — Welch ein rührender Streit! Gibt es etwas Höheres, als kindliche Liebe? und gibt es etwas Entsetzlicheres, als die niedrigste Stufe des Geizes? Der Mensch hört auf, Mensch zu sein; das Heiligste wird ihm gleichgiltig, sein edelster Theil, Gemüth und Herz, werden Stein. Wer schildert den Abscheu und Ekel, der uns vor solchen Geschöpfen ergreifen muß, mit genug gräßlichen Farben!

*

Simon war in eine entfernte Vorstadt gezogen. Er hatte eine dunkle Stube gemiethet, bei welcher er auf keine Bequemlichkeit, wohl aber auf die höchste Sicherheit sah. Starke eiserne Stäbe umgaben die Fenster, drei derbe Riegel und zwei große Schlösser schützten die Thüren vor jedem Einbruch räuberischer Hände. Sich selbst versagte er beinahe Alles. In den unbedeutendsten Bedürfnissen, welche selbst der Mittellose nur höchst selten nicht völlig befriedigt, kargte er sich ab. Wochenlang trug er ein und dasselbe Hemd, welches er sich überdieß selbst wusch. So lange er seinen Kerker, denn diesem glich seine Stube, bewohnte, hatte man kein Licht vor seinem Fenster schimmern gesehen: es that ihm um solch eine Ausgabe leid. Abends schlich er in die Häuser, an welchen gebaut wurde, und steckte Sand und Kalk in seine weiten Taschen, welchen er in seiner Wohnung anhäufte und für wenige Kreuzer verkaufte. Man will ihn oftmals um die Mittagsstunde vor den Thüren der gemeinsten Gasthäuser gesehen haben, wo er mit den Bettlern um die elenden Speisenreste zankte, welche an diese abgegeben wurden. So hatte sich die Habsucht und der prahlende Geiz des Vaters in dem Sohne zum schmutzigsten Geize gestaltet, — eine Gattung desselben, welche, so abscheulich sie auch ist, doch noch häufig genug in der menschlichen Gesellschaft gefunden wird, um die Wahrheit dieser Schilderung außer Zweifel zu setzen.

Dieser niedrige Geiz wirkte so sehr auf ihn, daß

selbst die hiermit so nah verwandte Leidenschaft: die Habgier, schweigen mußte, daß er deßhalb keine Speculation wagte; ja, sich nicht einmal entschließen konnte, sein Capital auf Zinsen zu legen. Er hielt es in dem eisernen Kasten fest, und verlebte entzückensvolle Stunden, wenn er an diesem saß und mit hervorgetretenen Augen, blassen und tief eingefallenen Wangen, convulsivisch zuckenden Lippen und weit vorstehenden Zähnen in seinem Heiligthum wühlte. Hier saß er beinahe den ganzen langen Tag, von Angst und Sorge auf eine ganz eigene Weise gemartert.

Unterdessen war seine unglückliche Mutter für ihre leichtsinnige Verschwendung genug bestraft worden. In einem hohen Alter, in welchem das weibliche Geschlecht hilfloser dasteht als je, war sie der äußersten Noth Preis gegeben. Jetzt sah sie erst, welch eine Menge von Feinden das Benehmen ihres verstorbenen Mannes geschaffen hatte. Hohn und Verachtung, Spott und Kränkung fand die Hilfesuchende überall, nirgends aber Mitleid und Trost. So sank sie allmälich tiefer und tiefer. Seit jenem Ereignisse hatte sie ihren Sohn nicht mehr gesehen. Wie tief war sie vom Unglücke erniedrigt! Sie, welche vor wenigen Jahren eine Frau vom guten Tone gespielt, ihr eigenes Kammermädchen schlimmer als ihren Schooßhund behandelt hatte; sie, die durch Uebermuth so Manche gekränkt, die flehende Armuth oft von den Thüren gewiesen — sie mußte jetzt betteln, die schrecklichsten Stufen der menschlichen Noth,

welche fast immer nur Folge unserer Schwächen und Vergehungen ist, schutzlos durchwandern!

*

Simon schlich eines Tages um die Mittagsstunde durch die Gassen der Stadt, in der Absicht, auf die wohlfeilste Weise das Mittagsbrot zu gewinnen. Er hatte ein merkwürdiges Ansehen. Seine bleiche Gesichtsfarbe, die wenigen Kopfhaare, die schüchtern zu Boden geschlagenen Augen, den gebogenen Rücken und die schmutzige, halb zerrissene Kleidung — wer hätte die Leidenschaft, welche sein Teufel war, nicht sogleich mit leserlichen Zügen an dieser Menschengestalt erkannt? Endlich war er bis zu einem Carmeliter-Kloster gekommen, wo er vor der Küchenthür sein Mittagsbrot, wie es an Bedürftige der ärmsten Classe abgereicht wird, zu erhalten hoffte. Heute aber fand er mehre Bettler, als dieß gewöhnlich der Fall sein mochte, vor dem Eingange zur Küche. Mit neidischen Augen blickt er eine dieser erbarmungswürdigen Gestalten nach der andern an und drängt in dem Kreise ungestüm vorwärts. Da fällt sein Blick auf eine abgehärmte weibliche Gestalt im Bettlerkleide, die Brust bis nahe an den Hals von krebsartigen Geschwüren ergriffen. Sein Blick will sich wegwenden, aber eine überirdische Gewalt zieht ihn wieder zurück und hält ihn fest an dem schauerlichen Gegenstand. Das Weib faßt ihn gleichfalls ins Auge. Endlich schlägt sie die dürren Hände verzweifelnd zusammen, ruft in dem erschütterndsten Tone: „Auch du! Simon, mein Sohn! o unglücklicher, ent-

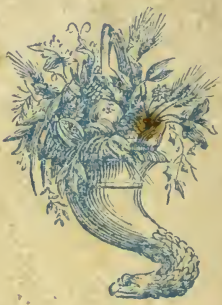
arteter Mensch!» Nun erstarben ihr die Worte auf der Zunge; sie sinkt ohnmächtig nieder, stürzt von den Stufen, welche zu dem Kloster führen, herab. Als man herbeieilt, sieht man sie mit dem Tode ringen. — Die Unglückliche hat sich das Haupt zerschmettert!

An der Stimme hatte Simon die Mutter erkannt. Wie ein Wahnsinniger stürzt er nach Hause, warf die Thür hinter sich zu, schob den Riegel vor. Man will ihn die ganze Nacht hindurch ächzen und schluchzen gehört haben. Beim anbrechenden Tage aber ward er ruhiger, und da er Niemand zu irgend einer Dienstleistung verpflichtet hatte, es nie dulden wollte, daß Jemand in seine Stube trat, so kümmerte sich auch Niemand um ihn. Da aber dieser Tag und die folgende Nacht zu Ende gegangen war, ohne daß Einer im Hause den Geizhals ausgehen gesehen hatte, fing man Verdacht zu schöpfen an. Man pocht an seine Thür, keine Antwort ertönt. Nun wird die Wache herbeigerufen, die starke mit Eisen beschlagene Thür mit Gewalt eingesprengt. — — Ach, was für ein Anblick! — das erblaßte Haupt auf die Casse gestützt, lag Simon todt auf den Boden hingestreckt. Seine wenigen Haare waren aufwärts gesträubt, seine fleischlosen Finger hielten das Schloß der Casse und seine starren Augen waren blutig roth noch darauf gewandt. Die schreckliche Leidenschaft schien ihn getödtet zu haben. Die, welche den Leichnam sahen, schauderten zurück und riefen: „Gott sei bei uns!

Das unermeßliche Vermögen, welches er hinterließ und das drei Menschenleben gleichsam aufgezehrt hatte, fiel lachenden Erben anheim, die es lustig, und die bejammernswerthe Thorheit derjenigen, welche es gesammelt haben, verlachend, jubelnd verschwendeten. Aber mit diesem Gelde war nicht der Segen des Himmels. Auch die verschwenderischen, lachenden Erben wurden hierdurch bald unglücklicher, als sie es füher in ihrer Armuth gewesen. Hundertfache Qualen waren aus dieser Saat für sie zu Früchten gediehen. Keiner aus ihnen dankte den zwei Geizigen für ihre Schätze, welche sie für Andere gesammelt und zurückgelassen. Manchen hörte man ächzen: „Fluch lag auf diesem Gelde! Ach, hätte ich es niemals erhalten, ich wäre arbeitsam, redlich geblieben! Der barmherzige Gott sei uns gnädig!"

Dieses ist die Geschichte zweier Reichen. Armer, der du es ohne deine Schuld bist — blick' um dich, schenke den Gefallenen dein Mitleid, wünsche dir aber solch einen Reichthum nie!

Inhalt.

Seite

Des Vaters Fluch, der Tochter Strafe 3
So war Allen geholfen 36
Der guten That wird Gottes Segen 41
Bist du klug, gewandt, bescheiden,
Kannst dir manchen Stoß vermeiden 68
Der Hölle erste Gabe ist der Geiz 76